



Leseprobe

Christopher Paolini

ERAGON - Das Erbe der Macht

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 992

Erscheinungstermin: 21. Januar 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Der Weltbestseller in glänzender Jubiläums-Ausstattung!

Ein schrecklicher Krieg wütet in Alagaësia. Alle Völker haben sich zusammengeschlossen und ziehen in den Kampf gegen Galbatorix, den grausamen Herrscher des Imperiums. Eragon weiß, dass er und Saphira ihm irgendwann gegenüberstehen werden. Treue Gefährten kämpfen an seiner Seite, allen voran die wunderschöne, kluge Elfe Arya. Doch der finstere König ist nahezu unbesiegbar, denn er besitzt die Macht zahlloser Drachen, deren Seelenhort, den Eldunarí, er an sich gerissen hat. Ein neuer Drache und ein neuer Drachenreiter verändern das Kräfteverhältnis. Wird Eragon Galbatorix besiegen können? Oder muss er sich geschlagen geben? Eine Prophezeiung besagt, dass Eragon Alagaësia für immer verlassen wird ...



Autor

Christopher Paolini

Christopher Paolinis Leidenschaft für Fantasy und Science-Fiction inspirierte ihn zu »Eragon – Das Vermächtnis der Drachenreiter«, seinem Debütroman, den er mit fünfzehn Jahren schrieb. Inzwischen wird Paolini weltweit als Bestsellerautor gefeiert und hat vier Bände der Drachenreitersaga geschrieben, die seitdem alle Rekorde bricht, außerdem einen Geschichtenband dazu. Heute ist »Eragon« ein echter Klassiker und begeistert immer wieder neue Leser. Christopher Paolini lebt mit seiner Familie in Montana.

CHRISTOPHER PAOLINI
Eragon – Das Erbe der Macht

Buch

Die Völker Alagaësia haben sich zusammengeschlossen und stehen bereit zum alles entscheidenden Kampf gegen Galbatorix, den grausamen Herrscher des Imperiums. Treue Gefährten streiten an Eragons Seite, allen voran die wunderschöne, kluge Elfe Arya. Die bisher geschlagenen Schlachten haben den Gefährten zwar Siege beschert, aber auch schreckliche Verluste zugefügt. Und Eragon weiß, dass die größte Auseinandersetzung noch vor ihnen liegt – wenn er und Saphira Galbatorix gegenüberstehen. Unbezwingbar scheint der finstere Tyrann, denn er besitzt die Macht zahlloser Drachen, deren Seelenhort er an sich gerissen hat. Werden die Gefährten stark genug sein, gegen eine solche Macht zu bestehen? Quälende Zweifel nagen an Eragon. Und helfen kann ihm nur eine alte Prophezeiung. Wenn alles verloren scheint, so heißt es, liegt die Rettung im Verlies der Seelen ...

Autor

Christopher Paolinis Leidenschaft für Fantasy und Science-Fiction inspirierte ihn zu »Eragon – Das Vermächtnis der Drachenreiter«, seinem Debütroman, den er mit fünfzehn Jahren schrieb. Inzwischen wird Paolini weltweit als Bestsellerautor gefeiert und hat vier Bände der Drachenreitersaga geschrieben, die seitdem alle Rekorde bricht. Heute ist »Eragon« ein echter Klassiker und begeistert immer wieder neue Leser.

Christopher Paolini lebt mit seiner Familie in Montana.

Von Christopher Paolini bereits erschienen

Eragon – Das Vermächtnis der Drachenreiter · Eragon – Der Auftrag des Ältesten · Eragon – Die Weisheit des Feuers · Eragon – Das Erbe der Macht

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag.

**CHRISTOPHER
PAOLINI**

ERAGON

**DAS ERBE DER
MACHT**

ROMAN

Deutsch von
Joannis Stefanidis

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»Inheritance. The Vault of Souls«
bei Alfred A. Knopf, New York

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2011 by Christopher Paolini

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2011 by

cbj Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright dieser Taschenbuchausgabe © 2019 by Blanvalet Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Luitgard Distel und Katrin Künzel

Umschlaggestaltung- und Illustration: © Isabelle Hirtz,

Inkraft unter Verwendung eines 3D Modells von Jesse Sandifer

Karte und Innenillustration:

© 2002 by Christopher Paolini

JaB · Herstellung: wag

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

978-3-7341-6219-0

www.blanvalet.de

WIE IMMER *ist dieses Buch für meine Familie.*
Und ebenso für alle Träumer:
für die vielen Künstler, Musiker und Geschichtenerzähler,
die diese Reise möglich gemacht haben.

INHALT

Geleitwort von Christopher Paolini	11
Im Anfang waren die Drachen.	19
In die Bresche.	29
Hammerfall.	44
Schatten am Horizont.	50
König Katze.	57
Nachklang.	65
Die Erinnerungen der Toten	70
Arbeit für einen Mann	76
Der Preis der Macht.	87
Unsanft ins Licht der Welt.	99
Ein Wiegenlied.	109
Keine Rast.	119
Tanz der Schwerter.	126
Kein Ruhm, keine Ehre, nur Blasen überall.	137
Mondesserin	145
Reden am Feuer, Schreiben im Zelt	157
Aroughs	164
Dras-Leona	180
Gewagtes Spiel	187
Freund oder Feind.	200
Wilde Fahrt.	211
Staub und Asche	227
Interregnum	248
Thardsvergündnzmal	256

Der Weg des Wissens	271
Ein vertrauliches Gespräch	294
Entdeckungen	304
Entscheidungen	312
Unter Stock und Stein	322
Ein Mahl für die Götter	340
Die Ungläubigen sind los	352
Glockengeläut	369
Schwarze-Würger-Dornenhöhle	372
Hammer und Helm	381
Und die Mauern fielen	384
An den Ufern des Leona-Sees	396
Das Wort eines Reiters	407
Klausur der Könige	420
Ein endloses Labyrinth	434
Gedankensplitter	443
Unbeantwortete Fragen	454
Aufbruch	465
Die Qual der Ungewissheit	472
Die Halle der Wahrsagerin	486
Auf den Schwingen eines Drachen	497
Seine Stimme, seine Hände	514
Kleine Rebellionen	528
Eine Krone aus Schnee und Eis	540
Bohrmaden	557
Inmitten von Ruinen	572
Snaglí für zwei	582
Der Felsen von Kuthian	594
Und die ganze Welt ein Traum	599
Eine Frage des Charakters	609
Das Verlies der Seelen	627
Die Vergessenen – Teil eins	632
Die Vergessenen – Teil zwei	636
Rückkehr	650
Die Stadt des Kummers	652
Kriegsrat	663

Eine Frage der Pflicht	679
Feuer in der Nacht	687
Über die Mauer und in den Schlund	701
Der Sturm bricht los.	715
Was uns nicht umbringt...	724
Im ärgsten Getümmel	737
Der Name aller Namen	749
Muskeln gegen Metall	769
Die Gabe des Wissens	798
Todeskampf.	820
Ein Meer aus Nesseln	826
Das Erbe des Imperiums	842
Eine passende Grabinschrift	860
Wie Spielsteine auf einem Brett	870
Fírnen	891
Ein Mann mit Gewissen.	910
Eine Frage der Ehre	921
Alte und neue Versprechen	937
Abschied	952
Über den Ursprung der Namen.	961
Danksagung	969
Ein Brief von Jeod	973

GELEITWORT VON CHRISTOPHER PAOLINI

I

Kvetha Fricäya! – Seid begrüßt, Freunde!

Endlich ist es geschafft. Ich habe dreizehn Jahre gebraucht, von 1998 bis 2011, um den Eragon-Zyklus zu vollenden – weit länger, als ich erwartet hatte. Tatsächlich habe ich, als ich *Eragon* begann, nicht geglaubt, dass ich die Geschichte über den ersten Band hinaus fortsetzen würde.

Wieso nicht? Ich war mir mit fünfzehn überhaupt nicht sicher, ob ich die etwa fünfhundert Seiten zusammenbekommen würde, die man für ein ausgewachsenes Buch braucht. (Mehr als fünf oder sechs Seiten pro Versuch hatte ich bis dahin noch nicht zustande gebracht.) Ich wusste noch nicht, ob ich von Beruf Schriftsteller werden wollte, ja nicht einmal, dass dies wirklich eine Möglichkeit war, obwohl ich mir immer gern Geschichten ausdachte. Ich hatte keine Ahnung, wo oder womit ich die nächsten Jahre zubringen würde. (Das College war damals die naheliegendste Wahl.) Und ich hatte viel zu viele andere Dinge im Kopf, die ich ausprobieren wollte, als dass ich überhaupt in Erwägung gezogen hätte, mich endlose Jahre lang nur einem einzigen Projekt zu widmen.

Außerdem sollte *Eragon* für mich am Anfang nur eine Übung sein, mit der ich mir das Handwerkszeug aneignete, das ich für ein *richtiges* Buch brauchen würde. Natürlich hatte ich schon vor *Eragon* versucht, Bücher zu schreiben, war aber nie über die schon erwähnten fünf bis sechs Seiten hinausgekommen. Das Problem war immer das gleiche: Ich hatte eine coole Idee, die als Kern einer Ge-

schichte nicht schlecht gewesen wäre, aber eben selbst noch keine Geschichte war, und stürzte mich dann sofort darauf, ohne einen Gedanken an den Aufbau der eigentlichen Geschichte und des Buches zu verschwenden. Folglich hatte ich nach den ersten paar Seiten selbst keine Ahnung, wie ich weitermachen sollte, und damals fehlten mir noch die Mittel, die Grundzüge einer Romanhandlung während des Schreibens zu improvisieren.

Das erste Buch, an dem ich mich versuchte, war die Geschichte eines Pseudosuperhelden; das Ergebnis konnte man einfach vergessen, so erbärmlich war es. Mein zweiter Anlauf galt einer postapokalyptischen Erzählung, die schon erfolgversprechender war. Aber mir fehlte noch das Gefühl für den großen Handlungsbogen und ich gab die Arbeit daran schnell wieder auf.

Etwa zur gleichen Zeit – ich glaube, es war im Jahr 1997 – las ich ein Buch mit dem Titel *Jeremy Thatcher, Dragon Hatcher* (*Der Drache in der Schultasche*) von Bruce Coville. Es handelt von einem jungen Mann in unserer Welt, der in einen heruntergekommenen Zauberland geht und dort schließlich einen Stein kauft, der sich als Drachenei entpuppt. Aus dem natürlich ein Drache schlüpft.

Warum auch immer, jedenfalls setzte sich die Idee von einem jungen Mann, der ein Drachenei findet, bei mir fest; ich konnte an nichts anderes mehr denken. Also fing ich an, ein Buch über genau dieses Motiv zu schreiben.

Das war mein erster Versuch zu *Eragon*. Die Geschichte spielte damals in der wirklichen Welt. Ich hatte aber noch keine Seite geschrieben, da erkannte ich, dass es so nicht das Richtige für mich war. Außerdem war ich viel zu nah an Bruce' Roman geblieben.

Mein zweiter Versuch spielte in einer eher traditionellen Fantasy-Welt, und da gab es schon eine Reihe von Elementen, wie ihr sie aus der später veröffentlichten Version des *Eragon* kennt: zum Beispiel, dass Arya das Drachenei in einen Wald befördert, wo Eragon es findet. Es gab aber auch große Unterschiede (der damalige Versuch begann mit einem Kampf in einem Verlies, Eragon hieß Kevin usw.). Obwohl das ein stärkerer, dem Stoff eher angemessener Ansatz war, fehlte mir immer noch das richtige Gefühl für die

Welt des Buches und für seine Figuren, und wieder gab ich nach fünf oder sechs Seiten auf.

Das hat mich damals ganz schön frustriert, und ich begriff, dass ich mehr über das Schreiben lernen musste, wenn ich jemals ein Manuskript für ein Buch mit einem normalen Umfang fertigmachen wollte.

Also ging ich zunächst einmal auf Abstand zu der Geschichte und verbrachte den größten Teil des Jahres 1998 damit, verschiedene Bücher darüber zu lesen, wie man die großen und kleinen Handlungsstränge eines Romans entwickelt, Welten entwirft und Figuren zeichnet. Und ich bin meinen Eltern ewig dankbar, dass sie mein Interesse erkannten und dafür sorgten, dass ich ihm nachgehen konnte. Ohne sie wäre das alles nicht möglich gewesen.

Während dieser Zeit las ich außerdem eine Reihe extrem schlecht gemachter Begleitbücher zu Videospielen, die mich inspirierten, gerade weil sie so schlecht gemacht waren. Ich konnte mir gut vorstellen, dass ich es besser konnte. Tatsächlich setzte ich mich sogar daran, eins von ihnen ganz neu zu schreiben. Allerdings wurde mir bereits nach wenigen zu Papier gebrachten Worten klar, dass es ziemlich witzlos war, so viel Zeit auf das Werk eines anderen zu verwenden.

Und so entschloss ich mich, alles, was ich in diesem Jahr gelernt hatte, anzuwenden und ernsthaft zu versuchen, ein Buch zu schreiben. Aber ich stürzte mich nicht einfach auf die erstbeste Geschichte, die mir in den Sinn kam. Nein, dieses Mal ging ich systematischer vor. Ich machte mir einen Arbeitsplan, in dem ich Schritt für Schritt festhielt, wie ich – hoffentlich – dorthinkam, wo ich hinwollte.

Zuerst nahm ich mir einen Monat Zeit, um eine fantastische Welt zu erschaffen und mir dann für diese Welt die Handlung eines ausgewachsenen Romans auszudenken (in der zufällig eine halbelfische Prinzessin namens Arya eine Hauptrolle spielte), obwohl ich überhaupt nicht die Absicht hatte, diesen Roman auch wirklich zu schreiben.

Es sollte nur eine *Übung* sein. Eine Übung, um festzustellen, ob ich so etwas überhaupt konnte.

Als ich damit fertig war, schob ich diese Welt und diese Geschichte erst einmal beiseite. Dann sagte ich mir: »Gut, ich weiß jetzt, dass ich die komplette Handlung für ein Buch entwerfen kann. Jetzt will ich sehen, ob ich das auch für eine ganze Trilogie schaffe – denn alle großen Werke der Fantasy sind Trilogien –, und dann schreibe ich den ersten Band, wieder nur als Übung. Und danach werde ich dann ein *richtiges* Buch schreiben.«

Dieser erste Band war nichts anderes als *Eragon: Das Vermächtnis der Drachenreiter*. Und ihn zu schreiben, war aufregender und hat mich mehr geformt als alles andere, was ich bis dahin getan hatte. Und so kam es, dass ich *Eragon* nicht einfach liegen lassen konnte, nachdem ich den ersten Entwurf fertig hatte. Ich hatte zu viel Arbeit investiert und – Übung hin oder her – wollte nun sehen, wie gut mir das Buch gelingen würde.

Jeder Band des Drachenreiterzyklus brachte seine besonderen Herausforderungen mit sich: Für *Das Vermächtnis der Drachenreiter* musste ich die grundlegenden Regeln der Grammatik und des Romanschreibens lernen. In *Der Auftrag des Ältesten* hatte ich mir und der Welt zu beweisen, dass der erste Band kein Glückstreffer war. Und ich versuchte mich sprachlich zu verbessern – sowohl was die Erzählsprache als auch was die erfundenen Sprachen des Buches betraf. Außerdem ging es mir darum, die Emotionen der handelnden Personen lebendiger werden zu lassen und verschiedene strukturelle Elemente zu verbessern. Für *Die Weisheit des Feuers* verfeinerte ich mein Handwerkszeug weiter, und ich sah mich unerwartet vor der Notwendigkeit, das Buch in zwei Bände aufzuteilen, damit ich meinen Lesern keinen Wälzer von fast zweitausend Seiten zumutete. Und bei *Das Erbe der Macht* brachten mich die neue Aufgabe, eine Geschichte zum Abschluss zu bringen (das hatte ich auch nach drei bereits erschienen Büchern noch nie gemacht), die schiere Länge des Bandes und eine Schilddrüsenerkrankung, die man lange nicht erkannt hatte und die mich zeitweilig fast bewegungsunfähig machte, an die Grenzen meiner Kraft und Fähigkeiten.

In gewisser Weise passte es gut, dass Eragon und seine Gefährten ihre dunkelsten Stunden durchlebten, als auch ich mich in ei-

ner Krise befand. Aus dieser Erfahrung habe ich viel gelernt, vor allem wie wertvoll Beharrlichkeit ist. Oft war ich versucht, die Arbeit an dem Buch liegen zu lassen und mich etwas Leichterem zuzuwenden – beispielsweise, von Hand schwere Felsen zu bewegen. Oder ein Bild der Sixtinischen Kapelle in Originalgröße zu malen, und zwar mit einem Zahnstocher. Aber ich blieb bei meinem Buch, weil ich wusste, dass ich es mir nie verzeihen würde, wenn ich diese Reise nicht zu Ende brachte. Von den empörten Lesern einmal ganz abgesehen.

Obwohl die Arbeit daran manchmal unerträglich schwer war, ist der Drachenreiterzyklus ein Teil meines Lebens gewesen. Durch ihn habe ich einige wunderbare Erlebnisse gehabt und sehr viele interessante Menschen kennengelernt. Und vor allem hat er mir ermöglicht, das zu tun, was ich gern tue, nämlich Geschichten erzählen. Und das erfüllt mich mit tiefer Dankbarkeit.

Trotzdem müsste ich, wenn meine Bücher weiterhin ein Spiegel meines Lebens sein sollen, als Nächstes wohl eine Komödie schreiben.

II

Diese spezielle Ausgabe ist aus mehreren Gründen etwas Besonderes.

Sie enthält einige neue Illustrationen – manche sind von mir, manche von dem Illustrator der Cover, John Jude Palencar – sowie eine Ergänzung, die mir besonders am Herzen liegt: einen Brief von Jeod, der nach den Ereignissen dieses Bandes geschrieben wurde und als Epilog dient. Wer *Das Erbe der Macht* noch nicht gelesen hat, sollte es besser vor diesem Brief lesen, denn sonst verriet der Brief zu viel von der Handlung.

Außer den Illustrationen und dem Brief habe ich auch noch einige Stellen gegenüber vorherigen Auflagen geändert. In einem so umfangreichen Werk gibt es immer ein paar Fehler im Detail, die dem Autor (und dem Lektor, dem Redakteur, den Testlesern usw.) entgehen. Als mir daher mein Verlag, Knopf, die Möglichkeit bot,

das Buch noch einmal durchzusehen, habe ich die Gelegenheit gern genutzt.

Was also habe ich geändert?

Einem aufmerksamen Leser war aufgefallen, dass Eragons Schwert im Kapitel »Das Wort eines Reiters« einmal nicht in Flammen aufgeht, wenn er dessen Namen nennt. Ein etwas peinliches Versehen meinerseits. Es ist nun richtiggestellt.

Den Dialog zwischen Eragon und Arya gegen Ende des Kapitels »Eine Frage der Pflicht« habe ich etwas erweitert; es geht um ihr Gespräch über die wahren Namen.

Das Kapitel »Feuer in der Nacht« habe ich um eine Szene ergänzt, in der Eragon den verwundeten Krieger aus *Die Weisheit des Feuers* wiedertrifft – den Krieger, der das Licht sieht, welches alles Fleisch erhellt.

Im Kapitel »Was uns nicht umbringt« habe ich eine kurze Erwähnung von Eragons magischem *Faelnirv* eingefügt und im Kapitel »Wie Spielsteine auf einem Brett« ein paar Zeilen über Jeod und Saphira. Im selben Kapitel habe ich den Abschnitt, der von der Insel Vroengard handelt, etwas verständlicher gemacht und im Schlusskapitel, »Abschied«, schließlich die drei Eldunarí erwähnt, die aus den dort angeführten Gründen in Du Weldenvarden bleiben werden.

Ich habe das Gefühl, dass ich mit diesen Änderungen hauptsächlich einige kleine Versäumnisse meiner Darstellung behoben habe. Denn was geschehen ist in Alagaësia, ist geschehen, auch wenn ich es zuvor vielleicht nicht mit aufgeschrieben hatte.

III

Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, dass der Drachenreiterzyklus – vorerst jedenfalls – mein Lebenswerk ist. Ich hoffe sehr, dass ich ihn eines Tages noch übertreffen werde, aber bisher ist er meine größte Leistung, und selbst wenn ich nie wieder etwas Neues schreibe, kann ich doch auf die Eragon-Bände zeigen und sagen: »Das ist mein Werk!«

Ihr könnt euch denken, dass ich stolz darauf bin.

Doch war es nicht leicht, Eragon und Saphira – und all den anderen Menschen, Drachen, Elfen und Zwergen Lebewohl zu sagen, nachdem ich so viele Jahre in ihrer Gesellschaft verbracht hatte. Wer genauso traurig ist wie ich, sie davonziehen zu sehen, sollte bedenken, dass das Ende dieses Bandes nicht auch das Ende von Alagaësia ist. Diese Welt lebt weiter, ganz gleich ob ich als Chronist ihre weitere Geschichte aufzeichne oder nicht. Schließlich haben Träume ein Eigenleben. Vor allem Träume von Drachen.

Ja, ich habe durchaus die Absicht, irgendwann einmal nach Alagaësia zurückzukehren. (Der eine oder andere hat vielleicht schon die Pforten entdeckt, die ich offen gelassen habe und die in die Handlung eines zukünftigen Buches führen können.) Aber zuerst gibt es andere Geschichten, die ich erzählen will, Geschichten, von denen ich hoffe, dass sie meinen Lesern ebenso viel Freude machen werden wie die Geschichte von den Drachenreitern.

Bis es so weit ist, blättert um und lasst euch erzählen, wie Eragon Schattentöter und Saphira Bjartskular der dunklen Stadt Urû'baen immer näher kommen, der Stadt, in der Galbatorix, der König des Schreckens, sie auf seinem geraubten Thron erwartet ...

Atra Esterní ono thelduin.

Christopher Paolini
Oktober 2012

IM ANFANG WAREN DIE DRACHEN

Die Geschichte vom Vermächtnis der Drachenreiter,
dem Auftrag des Ältesten und
der Weisheit des Feuers

Im Anfang waren die Drachen: stolz, wild und unabhängig. Ihre Schuppen waren wie Edelsteine und jeder verzweifelte bei ihrem Anblick, denn ihre Schönheit war groß und schrecklich.

Für sehr lange Zeit lebten sie allein im Lande Alagaësia.

Dann schuf der Gott Helzvog aus dem Stein der Wüste Hadarac die starken und unbeugsamen Zwerge.

Und oft herrschte Krieg zwischen den beiden Völkern.

Dann kamen die Elfen über das silberne Meer nach Alagaësia gesegelt. Auch sie führten Krieg mit den Drachen. Aber die Elfen waren stärker als die Zwerge und sie hätten die Drachen zerstört, wie auch die Drachen die Elfen zerstört hätten.

Und so wurde ein Frieden geschlossen und ein Pakt zwischen den Drachen und den Elfen besiegelt. Mit diesem Pakt schufen sie die Drachenreiter, die den Frieden in Alagaësia wahrten wohl über tausend Jahre.

Dann kamen die Menschen über das Meer nach Alagaësia. Und die gehörnten Urgals. Und die Ra'zac, die menschenfressenden Jäger der Dunkelheit.

Und die Menschen traten dem Pakt mit den Drachen bei.

Doch ein junger Drachenreiter, Galbatorix, erhob sich gegen seinesgleichen. Er versklavte den schwarzen Drachen Shruikan und brachte dreizehn der anderen Reiter dazu, sich ihm anzuschließen. Und die dreizehn nannte man die Abtrünnigen.

Und Galbatorix und die Abtrünnigen bezwangen die Reiter, brannten ihre Stadt auf der Insel Vroengard nieder und erschlugen alle

Drachen dort, bis auf drei Eier: ein rotes, ein blaues, ein grünes. Und wo sie konnten, nahmen sie den Drachen ihren Eldunari – das Herz der Herzen, das die Macht und den Geist eines Drachen enthält, auch fern von seinem Körper.

Und zweiundachtzig Jahre lang regierte Galbatorix uneingeschränkt über die Menschen. Die Abtrünnigen starben, er jedoch lebte, denn seine Macht war die Macht aller Drachen und niemand konnte hoffen, ihn zu stürzen.

Im dreiundachtzigsten Jahr seiner Herrschaft stahl ein Mann das blaue Drachenei aus seiner Burg. Das Ei gelangte in die Obhut derer, die noch immer gegen Galbatorix kämpften und die man die Varden nannte.

Die Elfe Arya brachte das Ei zu den Varden und zu den Elfen, auf der Suche nach einem Menschen oder Elf, für den das Drachenküken schlüpfen möge. So vergingen fünfundzwanzig Jahre.

Dann, als Arya in die Elfenstadt Osilon reiste, wurde sie von einer Schar Urgals angegriffen. Bei den Urgals aber war der Schatten Durza: ein Zauberer, der von einem Dämon besessen war, den er heraufbeschworen hatte, um ihn sich gefügig zu machen. Nach dem Tode der Abtrünnigen war er zu Galbatorix' meistgefürchtigem Diener geworden. Die Urgals erschlugen Aryas Wachen, doch bevor sie und der Schatten die Elfe gefangen nehmen konnten, sandte Arya das Ei mit Magie zu jemandem, von dem sie glaubte, er würde es beschützen können.

Aber ihr Zauber misslang.

Und so geschah es, dass Eragon, ein Waisenjunge von nur fünfzehn Jahren, das Ei in den Bergen des Buckels fand. Er nahm das Ei mit auf den Hof, wo er bei seinem Onkel Garrow und seinem einzigen Cousin Roran lebte. Das Drachenküken in dem Ei schlüpfte für Eragon und er zog es auf. Und er gab dem Drachen den Namen Saphira.

Da sandte Galbatorix zwei Ra'zac aus, das Ei zu finden und ihm zurückzubringen. Sie erschlugen Garrow und brannten Eragons Zuhause nieder. Denn Galbatorix hatte sich die Ra'zac untertan gemacht und es blieben nur wenige von ihnen.

Eragon und Saphira machten sich auf, um Rache zu üben an den

Ra'zac. Begleitet wurden sie von Brom, dem Geschichtenerzähler, der vor dem Sturz der Reiter einst selbst ein Drachenreiter gewesen war. Brom war es auch, dem die Elfe das blaue Ei hatte schenken wollen.

Brom brachte Eragon viel über Schwertkunst und Magie bei, außerdem, was Ehre bedeutete. Und er gab ihm Zar'roc, das Schwert, das einst Morzan geführt hatte, der erste und mächtigste unter den Abtrünnigen. Aber die Ra'zac töteten Brom bei ihrer nächsten Begegnung und Eragon und Saphira entkamen nur mit der Hilfe eines jungen Mannes. Sein Name war Murtagh und er war Morzans Sohn.

Auf ihrer Reise durch Alagaësia nahm Durza, der Schatten, Eragon in der Stadt Gil'ead gefangen. Eragon konnte sich selbst befreien und er befreite auch Arya aus ihrer Zelle. Arya war vergiftet und schwer verletzt, sodass Eragon, Saphira und Murtagh sie mit zu den Varden nahmen, die bei den Zwergen im Beor-Gebirge lebten.

Dort wurde Arya geheilt, und dort segnete Eragon einen Säugling mit dem Namen Elva. Sein Segen sollte das Mädchen vor allem Unglück bewahren. Eragon aber sprach den Segen unwissentlich falsch und er kehrte sich in einen Fluch um. Der Fluch zwang Elva, stattdessen, alle um sie herum vor jedem Unglück zu bewahren.

Bald darauf schickte Galbatorix ein großes Urgal-Heer, die Zwerge und die Varden zu überfallen. Und in der folgenden Schlacht tötete Eragon den Schatten Durza. Aber Durza fügte Eragon eine schwere Wunde am Rücken zu und Eragon litt schreckliche Qualen, trotz aller Heilzauber der Varden.

Und in seinem Schmerz hörte er eine Stimme. Und die Stimme sagte: *Komm zu mir, Eragon. Komm zu mir, denn ich habe Antworten auf all deine Fragen.*

Drei Tage danach lockten Urgals Ajihad, das Oberhaupt der Varden, in einen Hinterhalt und töteten ihn auf Befehl eines Zwillingspaars von Magiern, die die Varden an Galbatorix verraten hatten. Die Zwillinge entführten auch Murtagh und brachten ihn zu Galbatorix. Für Eragon und alle anderen bei den Varden aber sah es so aus, als sei Murtagh umgekommen. Eragon war sehr betrübt.

Und Ajihads Tochter Nasuada wurde Anführerin der Varden.

Aus Tronjheim, dem Hauptsitz der Zwerge, brachen Eragon, Saphira und Arya auf gen Norden, in die Wälder von Du Weldenvarden, wo die Elfen lebten. Mit ihnen reiste der Zwerg Orik, der Neffe des Zwergenkönigs Hrothgar.

In Du Weldenvarden lernten Eragon und Saphira Oromis und Glaedr kennen, den letzten freien Reiter und seinen Drachen. Sie hatten dort das letzte Jahrhundert im Verborgenen gelebt und warteten darauf, die nächste Generation von Drachenreitern auszubilden. Eragon und Saphira trafen dort auch Königin Islanzadi, die Herrscherin der Elfen und Mutter von Arya.

Während Oromis und Glaedr Eragon und Saphira noch ausbildeten, sandte Galbatorix die Ra'zac und einen Trupp Soldaten in Eragons Heimatdorf Carvahall, auf dass sie dort seinen Cousin Roran gefangen nähmen. Aber Roran versteckte sich und seine Häscher hätten ihn nicht gefunden, wenn nicht der Metzger Sloan ihn in seinem Hass verraten hätte. Denn Sloan brachte einen Wachmann aus Carvahall um, um die Ra'zac ins Dorf zu lassen, wo sie Roran überraschten.

Roran kämpfte und entkam, aber die Ra'zac raubten ihm seine geliebte Katrina, Sloans Tochter. Daraufhin überzeugte Roran die Dorfbewohner, ihre Heimat zu verlassen und mit ihm zu kommen. Sie zogen durch die Berge des Buckels bis zur Küste von Alagaësia und weiter mit dem Schiff in das Land Surda tief im Süden, das noch unabhängig von Galbatorix war.

Weiterhin quälte Eragon die Wunde auf seinem Rücken. Aber während der Blutschwur-Zeremonie der Elfen, in der sie allhundertjährlich den Pakt zwischen Reitern und Drachen feierten, wurde seine Wunde vom Urvater aller Drachen geheilt, dem Geist, den die Elfen am Ende des Festes heraufbeschworen. Auch verlieh dieser Geist Eragon die Kraft und die Schnelligkeit, die sonst nur Elfen eigen war.

Dann flogen Eragon und Saphira nach Surda, wo Nasuada die Varden hingeführt hatte, um ihren Angriff auf Galbatorix' Imperium zu beginnen. Dort schlossen sich die Urgals den Varden an, denn sie hatten herausgefunden, dass Galbatorix ihren Geist beeinflusst hatte, und wollten Rache üben. Bei den Varden war auch Elva. Und

Eragon sah, dass sein Zauber sie unnatürlich schnell hatte heranwachsen lassen. Aus dem Säugling war vor der Zeit ein Mädchen von drei oder vier Jahren geworden. Wahrhaft furchtbar war ihr Blick, denn sie kannte die Schmerzen all derer, die um sie waren.

Und unweit der Grenze von Surda, in der Schwärze der Brennenden Steppen, schlugen Eragon, Saphira und die Varden eine blutige Schlacht gegen Galbatorix' Armee.

Inmitten der Schlacht stießen Roran und die Männer aus Carvahall zu den Varden, wie auch die Zwerge, die aus dem Beor-Gebirge zu ihnen gekommen waren.

Aber von Osten erhob sich ein Reiter in glänzender Rüstung. Und er ritt auf einem funkelnden roten Drachen. Und mit einem Zauber tötete er König Hrothgar.

Da kämpften Eragon und Saphira gegen den Reiter und seinen roten Drachen. Und sie erkannten, dass der Reiter Murtagh war, gebunden an Galbatorix durch unlösbare Eide. Und der Drache war Dorn, geschlüpft aus dem zweiten der drei Eier.

Murtagh besiegte Eragon und Saphira mit der Macht der Eldunarí, die Galbatorix ihm gegeben hatte. Doch Murtagh ließ Eragon und Saphira ziehen, denn er trug noch immer Freundschaft zu Eragon im Herzen. Und er offenbarte Eragon, dass sie Brüder seien, beide Söhne von Morzans Lieblingsgefährtin Selena.

Dann entriss Murtagh Eragon das Schwert ihres Vaters, Zar'roc, und Murtagh und Dorn zogen sich von den Brennenden Steppen zurück, und so auch der Rest von Galbatorix' Streitmacht.

Nachdem die Schlacht geschlagen war, flogen Eragon, Saphira und Roran zu dem dunklen Felsenberg Helgrind, der den Ra'zac als Unterschlupf diente. Sie erschlugen einen der Ra'zac – und die widerlichen Eltern der Ra'zac, die Lethrblaka – und retteten Katrina aus dem Helgrind. Und in einer der Zellen entdeckte Eragon Katrinas Vater Sloan, blind und halb tot.

Eragon erwog, Sloan um seines Verrats willen zu töten, aber er verwarf den Gedanken. Stattdessen versetzte er Sloan in einen tiefen Schlaf und erklärte Roran und Katrina, dass er tot sei. Dann bat er Saphira, dass sie Roran und Katrina zu den Varden zurückbringen möge, während er blieb, um den letzten Ra'zac zu jagen.

Allein tötete Eragon den letzten Ra'zac. Dann holte er Sloan aus dem Helgrind. Nach gründlichem Nachdenken fand Eragon Sloans wahren Namen in der alten Sprache, der Sprache der Macht und der Magie. Und Eragon band Sloan mit seinem Namen und er zwang den Metzger, zu schwören, dass er seine Tochter nie wiedersehen würde. Dann schickte Eragon ihn zu den Elfen, dort zu leben. Er sagte dem Metzger jedoch nicht, dass die Elfen ihm sein Augenlicht wiedergeben würden, sobald er den Verrat und den Mord bereute, den er begangen hatte.

Arya kam Eragon auf seinem Rückweg zu den Varden entgegen und zusammen kehrten sie zu Fuß durch Feindesland zurück.

Bei den Varden erfuhr Eragon, dass Königin Islanzadi zwölf Elfen, allesamt Magier, gesandt hatte, angeführt von einem Elf namens Bloëdhgarm, um ihn und Saphira zu beschützen. Eragon machte seinen Fluch an Elva rückgängig, soweit es in seiner Macht stand. Doch sie behielt ihre Fähigkeit, den Schmerz anderer zu empfinden, wenn sie auch nicht mehr gezwungen war, sie vor ihrem Unheil zu bewahren.

Und Roran heiratete Katrina, die schwanger war, und zum ersten Mal seit langer Zeit war Eragon glücklich.

Da griffen Murtagh, Dorn und eine Gruppe von Galbatorix' Männern die Varden an. Mithilfe der Elfenmagier konnten Eragon und Saphira sie aufhalten, aber weder Eragon noch Murtagh konnten den Sieg erringen. Es war eine schwere Schlacht, denn Galbatorix hatte seine Soldaten mit einem Zauber belegt, sodass sie keinen Schmerz empfanden, und die Varden hatten hohe Verluste zu beklagen.

Kurz darauf entsandte Nasuada Eragon als Vertreter der Varden zu den Zwergen, die ihren neuen König wählten. Eragon ging nur sehr ungern, denn Saphira musste bleiben und das Feldlager der Varden beschützen. Doch er ging.

Und Roran diente den Varden und stieg in ihren Rängen auf, indem er sich als guter Krieger und Anführer erwies.

Während Eragon bei den Zwergen weilte, versuchten sieben von ihnen, ihn zu ermorden. Nachforschungen ergaben, dass der Clan der Az Sweldn rak Anhûin hinter dem Anschlag steckte. Die Clan-

Versammlung aber wurde fortgesetzt und Orík wurde zum Nachfolger seines Onkels als König der Zwerge gewählt. Zur Krönung kam auch Saphira. Dabei erfüllte sie ihr Versprechen, den großen Sternsaphir, den Stolz der Zwerge, wiederherzustellen, den Arya während Eragons Kampf mit dem Schatten Durza gesprengt hatte.

Dann flogen Eragon und Saphira nach Du Weldenvarden zurück. Dort enthüllte Oromis Eragon die Wahrheit über seine Herkunft: dass er tatsächlich nicht Morzans Sohn war, sondern der Sohn Broms, auch wenn Selena ihrer beider Mutter war. Oromis und Glaedr erklärten Eragon und Saphira auch, was es mit den Eldunari auf sich hatte. Ein Drache konnte schon bei Lebzeiten beschließen, sein Herz der Herzen auszuspeien – was aber nur unter größter Vorsicht geschehen durfte. Denn wer immer den Eldunari besaß, konnte mit ihm den Drachen kontrollieren, dem er gehörte.

Im Elfenwald entschied Eragon, dass er ein Schwert als Ersatz für Zar'roc brauche. Er entsann sich der Worte der Werkatze Solembum, die er auf seiner Reise mit Brom getroffen hatte, und begab sich zum Menoa-Baum in Du Weldenvarden. Er sprach mit dem Baum und der Baum willigte ein, ihm gegen einen ungenannten Preis den Sternestahl unter seinen Wurzeln zu überlassen.

Dann formte die Elfenschmiedin Rhunön – die die Schwerter aller Reiter geschmiedet hatte – zusammen mit Eragon aus dem Sternestahl eine neue Klinge. Das Schwert war blau und Eragon nannte es Brisingr – »Feuer«. Und die Klinge des Schwerts ging in Flammen auf, wann immer er ihren Namen sprach.

Dann vertraute Glaedr Eragon und Saphira sein Herz der Herzen an und sie machten sich auf zu den Varden. Glaedr und Oromis dagegen schlossen sich dem Elfenheer an, um das Imperium von Norden her anzugreifen.

Beim Sturm auf Feinster trafen Eragon und Arya auf drei feindliche Magier. Einer von ihnen verwandelte sich in den Schatten Varaug. Mit Eragons Hilfe tötete Arya ihn.

Zur selben Stunde lagen Oromis und Glaedr im Kampf mit Murtagh und Dorn. Und Galbatorix nahm Besitz von Murtaghs Geist und beherrschte ihn. Mit Murtaghs Arm erschlug Galbatorix Oromis und Dorn tötete Glaedrs Körper.

Und wenn die Varden auch in Feinster gesiegt hatten, so hatten Eragon und Saphira doch den Verlust ihres Lehrers Oromis zu beklagen. Die Varden aber marschierten weiter, immer tiefer in das Imperium hinein und auf die Hauptstadt Urûbaen zu, wo Galbatorix residiert, hochmütig, siegessicher und voller Verachtung für seine Feinde, denn sein ist die Macht der Drachen.

ERAGON

**DAS ERBE DER
MACHT**

IN DIE BRESCHEN

Saphira brüllte und die Soldaten vor ihr erzitterten. »Mir nach!«, rief Eragon. Er riss Brisingr hoch, sodass alle es sehen konnten. Hell schillernd strahlte das blaue Schwert vor der Wand aus schwarzen Wolken, die sich im Westen zusammenballten. »Für die Varden!«

Ein Pfeil zischte an ihm vorbei, doch er beachtete ihn nicht.

Die Krieger, die sich vor der eingestürzten Mauer versammelt hatten, auf der Eragon und Saphira standen, brüllten als Antwort aus vollem Halse: »Für die Varden!« Sie schwingen ihre eigenen Waffen, stürmten vorwärts und begannen über die Steinbrocken des Schuttwalls zu klettern.

Eragon wandte seinen Männern den Rücken zu. Auf der anderen Seite des Trümmerhaufens lag ein weiter Burghof. Etwa zweihundert Soldaten des Imperiums drängten sich dort zusammen. Hinter ihnen erhob sich der hohe, düstere Wohnturm der Burg mit schmalen Schlitzfenstern und mehreren rechteckigen Türmchen. Ganz oben im höchsten brannte ein Licht. Irgendwo in dem Gebäude, das wusste Eragon, hielt sich Fürst Bradburn auf, der Gouverneur von Belatona – der Stadt, um deren Einnahme die Varden seit mehreren Stunden kämpften.

Mit einem Aufschrei sprang Eragon von den Trümmern auf die Soldaten zu. Die Männer wichen zurück, richteten aber ihre Speere und Piken weiter auf das gezackte Loch, das Saphira in die Ringmauer der Burg gerissen hatte.

Bei der Landung knickte Eragon mit dem rechten Fuß um. Er fiel aufs Knie und musste sich mit der Schwerthand auf dem Boden abstützen.

Einer der Soldaten nutzte die Gelegenheit, löste sich aus der Formation und stieß mit seiner Lanze nach Eragons ungeschützter Kehle.

Mit einer kleinen Drehung seines Handgelenks parierte Eragon den Stoß. Brisingr schwang so schnell herum, dass weder Mensch noch Elf der Bewegung folgen konnten. Das Gesicht des Soldaten erstarrte vor Angst, als er seinen Fehler erkannte. Er versuchte zu fliehen, aber bevor er sich auch nur eine Handbreit bewegen konnte, stürzte Eragon vor und ramnte ihm seine Klinge in die Eingeweide.

Mit einem gewaltigen Satz folgte Saphira Eragon in den Burghof. Blaue und gelbe Flammen strömten ihr aus dem Rachen. Eragon ging in die Hocke und spannte die Beinmuskeln an, als sie hart auf dem gepflasterten Grund landete. Der Aufprall ließ den ganzen Hof erzittern. Viele der Glassteinchen, die in dessen Mitte ein großes buntes Mosaik auf dem Boden bildeten, lösten sich und sprangen hoch wie Münzen, die man auf eine Trommel geworfen hatte. Weiter oben riss es die Läden eines Turmfensters auf, dann knallten sie wieder zu.

Die Elfe Arya begleitete Saphira. Das lange schwarze Haar wehte ihr wild um das schmale Gesicht, als sie von der eingestürzten Mauer heruntersprang. Blutspritzer bedeckten ihre Arme und ihren Hals. Die Klinge ihres Schwerts war mit getrocknetem Blut überzogen. Mit einem sanften Knarzen von Leder landete sie auf den Pflastersteinen.

Ihre Gegenwart machte Eragon Mut. Es gab niemanden, an dessen Seite er und Saphira lieber gekämpft hätten. Sie war, dachte er, die ideale Kampfgefährtin.

Er schenkte ihr ein kurzes Lächeln, das Arya erwiderte. Sie wirkte nun wild und entschlossen. Im Kampf war von der für sie typischen Zurückhaltung nichts mehr zu spüren. An ihre Stelle trat eine Offenheit, die sie sonst nur selten zeigte.

Eragon duckte sich hinter seinen Schild, als eine sich kräuselnde Wand aus blauem Feuer zwischen ihnen erschien. Den Helm tief ins Gesicht gedrückt, beobachtete er, wie Saphira die Soldaten in einem Meer von Flammen badete. Aber das Feuer umloderte die Männer, ohne ihnen den geringsten Schaden zuzufügen.

Die Reihe der Bogenschützen auf den Zinnen der Burg ließ eine Salve von Pfeilen auf Saphira herabregnen. Ihr Feueratem verströmte jedoch eine solche Hitze, dass die meisten Pfeile bereits auf halbem Wege in Flammen aufgingen und zu Asche zerfielen. Die übrigen wurden von dem Schutzauber abgewehrt, mit dem Eragon Saphira belegt hatte. Einer der abgelenkten Pfeile prallte mit einem dumpfen Schlag von Eragons Schild ab und hinterließ eine Kerbe.

Die Flammenzungen wanden sich jäh um drei der Soldaten und töteten sie so schnell, dass sie nicht einmal mehr einen Schrei von sich geben konnten. Die anderen Soldaten drängten sich in der Mitte des Infernos zusammen, wobei die Klingen ihrer Speere und Piken in dem grellen blauen Licht funkelten.

So sehr sie sich auch bemühte, Saphira konnte die Überlebenden nicht einmal ansengen. Schließlich gab sie auf und schloss mit einer entschiedenen Geste das Maul. Nach dem unvermittelten Ende des Flammeninfernos herrschte auf dem Innenhof eine beunruhigende Stille.

Wie schon etliche Male zuvor kam Eragon in den Sinn, dass der Schutzauber dieser Soldaten das Werk eines geschickten und mächtigen Magiers sein musste. *Kann es Murtagh sein?*, fragte er sich. *Wenn ja, warum sind er und Dorn dann nicht hier, um Belatona zu verteidigen? Ist es Galbatorix gleich, ob er die Kontrolle über seine Städte verliert?*

Eragon stürmte los und mit einem einzigen Streich Brisings schlug er die Spitzen von einem Dutzend Piken und Hellebarden ab, so mühelos wie er in jüngeren Jahren die Ähren von Gerstenhalmen geköpft hatte. Er schlitze dem ihm am nächsten stehenden Soldaten die Brust auf und durchdrang dabei seinen Panzer, als sei er aus dünnstem Tuch. Eine Blutfontäne spritzte aus der Wunde. Dann erstach Eragon den nächsten Soldaten in der Reihe und schlug den Soldaten zu seiner Linken so heftig mit seinem Schild, dass der Mann drei seiner Kameraden mit zu Boden riss.

Die Reaktionen der Soldaten wirkten auf Eragon unbeholfen und träge, während er durch ihre Reihen tanzte und sie ungestraft niedermähte. Saphira stürzte sich zu seiner Linken ins Getümmel –

sie schleuderte Soldaten mit gewaltigen Prankenhieben durch die Luft, erschlug sie mit ihrem zackenbewehrten Schwanz oder packte sie mit dem Maul und brach ihnen mit einer schnellen Bewegung ihres Kopfes das Genick. Währenddessen war Arya zu seiner Rechten ein einziger Wirbel schneller Bewegungen, wobei jeder Hieb ihres Schwertes einem weiteren Diener des Imperiums den Tod brachte. Als Eragon sich herumwarf, um zwei Speeren auszuweichen, bemerkte er dicht hinter sich den fellbedeckten Elf Bloëdhgarm – genau wie die elf übrigen Elfen, deren Aufgabe darin bestand, ihn und Saphira zu schützen.

Inzwischen strömten auch die Varden durch das Loch in der Außenmauer in den Burghof, ohne vorerst jedoch in den Kampf einzugreifen. Es war zu gefährlich, sich in Saphiras Nähe zu wagen. Weder der Drache noch Eragon oder die Elfengarde brauchten Hilfe, um mit den Soldaten fertig zu werden.

Im Eifer des Gefechts fanden sich Eragon und Saphira bald an entgegengesetzten Enden des Burghofs wieder. Eragon machte sich deshalb keine Sorgen. Auch ohne Schutzzauber war Saphira in der Lage, zwanzig bis dreißig Soldaten zu besiegen.

Ein Speer krachte gegen Eragons Schild und schrammte an seiner Schulter entlang. Er wirbelte zu dem Werfer herum, einem großen, narbengesichtigen Mann, dem die unteren Schneidezähne fehlten, und stürmte auf ihn zu. Der Mann mühte sich, einen Dolch aus seinem Gürtel zu ziehen. Kurz bevor er ihn erreichte, drehte Eragon sich ein wenig, spannte Arme und Brust an und rammte dem Mann die geprellte Schulter ins Brustbein. Die Wucht des Aufpralls trieb den Soldaten mehrere Schritte zurück; dann fasste er sich an die Brust und brach zusammen.

Plötzlich hagelten wieder schwarz gefiederte Pfeile herab und töteten oder verletzten viele der Soldaten. Eragon wich den Geschossen aus und benutzte seinen Schild als Deckung, obwohl er überzeugt war, dass seine Magie ihn beschützen würde. Aber deshalb durfte er nicht unvorsichtig werden. Jederzeit konnte ein feindlicher Magier einen Pfeil abschießen, der die Schutzzauber möglicherweise durchbrechen konnte.

Ein bitteres Lächeln erschien auf Eragons Lippen. Den Bogen-

schützen über ihm war klar geworden, dass ihre einzige Hoffnung auf einen Sieg darin bestand, Eragon und die Elfen irgendwie zu töten, ganz gleich wie viele ihrer eigenen Männer sie dafür opfern mussten.

Für euch ist es zu spät, dachte Eragon mit grimmiger Befriedigung. *Ihr hättet euch vom Imperium abwenden sollen, solange ihr noch die Chance dazu hattet.*

Der anhaltende Hagel surrender Pfeile gab ihm die willkommene Gelegenheit, einen Moment durchzuatmen. Der Sturm auf die Stadt hatte bei Tagesanbruch begonnen und er und Saphira hatten die ganze Zeit über an vorderster Front gekämpft.

Sobald kaum mehr Pfeile flogen, wechselte Eragon Brisingr in die linke Hand, hob den Speer eines Soldaten vom Boden auf und schleuderte ihn nach den Bogenschützen vierzig Fuß über ihm. Wie Eragon wusste, war es schwer, ohne viel Übung mit einem Speerwurf sein Ziel zu treffen. Es überraschte ihn daher nicht, dass er den Mann, dem er den Speer zugedacht hatte, nicht traf. Allerdings hatte er nicht damit gerechnet, gleich die gesamte Reihe von Bogenschützen auf den Zinnen zu verfehlen. Der Speer segelte über sie hinweg und prallte weiter oben gegen die Burgmauer. Die Bogenschützen lachten und johlten und schmähten seinen Wurf mit beleidigenden Gesten.

Eine schnelle Bewegung am Rand seines Gesichtsfelds lenkte Eragons Aufmerksamkeit auf Arya. Er bekam gerade noch mit, wie sie ihren eigenen Speer nach den Bogenschützen schleuderte und damit gleich zwei Männer aufspießte, die dicht nebeneinanderstanden. Dann zeigte Arya mit ihrem Schwert auf die Männer und rief: »Brisingr!«, worauf der Speer in smaragdgrünes Feuer ausbrach.

Die Bogenschützen wichen vor den brennenden Körpern zurück und hatten es sehr eilig, die Wehrgänge zu verlassen. Sie drängten sich durch die Türen, die in die oberen Stockwerke der Burg führten.

»Das ist nicht fair«, sagte Eragon. »Ich kann diesen Spruch nicht benutzen, ohne dass mein Schwert in Flammen aufgeht wie ein Leuchtfeuer.«

Auf Aryas Gesicht erschien der Hauch eines Lächelns.

Die Kämpfe währten nur noch wenige Minuten, bis die restlichen Soldaten auf dem Burghof sich entweder ergaben oder zu fliehen versuchten.

Eragon ließ es zu, dass die fünf Männer, die gerade noch vor ihm gestanden hatten, davonliefen, denn er wusste, dass sie nicht weit kommen würden. Nach einem kurzen, prüfenden Blick, um sich davon zu überzeugen, dass die um ihn her niedergestreckten Soldaten tatsächlich tot waren, sah er noch einmal über den Hof zurück. Die Varden hatten das Tor in der äußeren Mauer geöffnet und trugen einen Rammbock über die Straße zur Burg hinauf. Andere hatten sich in loser Formation am Tor des Wohnturms zusammengefunden, bereit, den Turm zu stürmen und sich den Soldaten darin im Kampf zu stellen. Bei ihnen stand Roran, Eragons Cousin, gestikulierte mit seinem allgegenwärtigen Hammer und erteilte dem Zug unter seinem Kommando Befehle.

Am anderen Ende des Burghofs hockte Saphira auf den Leichen derer, die sie getötet hatte, inmitten eines einzigen Schlachtfelds. Blutropfen klebten auf ihren edelsteingleichen Schuppen und die roten Flecken bildeten einen verblüffenden Kontrast zum Blau ihres Panzers. Sie warf ihren zackenbewehrten Kopf zurück und brüllte ihren Triumph so laut heraus, dass ihr wilder Schrei den Kampfeslärm aus der Stadt übertönte.

Dann hörte Eragon aus dem Innern der Burg das Rasseln von Rädern und Ketten, gefolgt vom Knarzen schwerer Holzbalken, die zurückgezogen wurden. Diese Geräusche lenkten aller Blicke auf das Tor des Turms.

Mit einem mächtigen Schlag schlangen die beiden Torflügel auf. Eine dicke Rauchwolke, die von den Fackeln im Innern herrührte, wogte heraus, sodass die am nächsten stehenden Varden husten und ihre Gesichter bedecken mussten. Von irgendwoher aus der Dunkelheit erklang das Trommeln eisenbeschlagener Hufe auf den Pflastersteinen, dann brach ein Pferd mit einem Reiter aus dem Rauch hervor. Im Inneren des Turms rasselte es erneut, als fiel ein Eisengitter herab.

In der linken Hand hielt der Reiter etwas, was Eragon zuerst für eine gewöhnliche Lanze hielt. Aber er erkannte bald, dass die

Waffe aus einem seltsamen grünen Material gefertigt war und eine in einem fremdartigen Muster geschmiedete, mit einem Widerhaken versehene Klinge besaß. Ein schwaches Leuchten umgab die Spitze der Lanze und das unnatürliche Licht verriet die Gegenwart von Magie.

Der Reiter zerrte an den Zügeln und lenkte sein Ross auf Saphira zu, die sich auf die Hinterbeine erhob, bereit, mit ihrer rechten Pranke einen tödlichen Hieb zu führen.

Furcht erfasste Eragon. Der Reiter war sich seiner Sache allzu sicher, die Lanze war zu ungewöhnlich, zu unheimlich. Obwohl Schutzzauber sie vor Schaden bewahren sollten, war Eragon überzeugt, dass Saphira sich in tödlicher Gefahr befand.

Ich kann sie nicht rechtzeitig erreichen, wurde ihm klar.

Er sandte seinen Geist nach dem Reiter aus, aber der Mann war so von seinem Auftrag erfüllt, dass er Eragons Gegenwart nicht einmal bemerkte, und seine unerschütterliche Konzentration hinderte den Drachenreiter daran, mehr als einen oberflächlichen Zugang zu seinem Bewusstsein zu erlangen.

Eragon zog sich in seinen eigenen Geist zurück, ging ein halbes Dutzend Worte aus der alten Sprache durch und verfasste einen simplen Zauber, damit das galoppierende Schlachtross wie angewurzelt stehen blieb. Es war eine schiere Verzweiflungstat – denn er wusste nicht, ob der Reiter selbst ein Magier war oder welche Vorsichtsmaßnahmen er möglicherweise gegen magische Angriffe getroffen hatte –, aber Eragon würde nicht tatenlos zusehen, wenn Saphiras Leben bedroht war.

Eragon füllte seine Lungen. Er vergegenwärtigte sich die korrekte Aussprache mehrerer schwieriger Laute in der alten Sprache. Dann öffnete er den Mund, um den Zauber auszusprechen.

Doch so schnell er auch war, die Elfen waren schneller. Bevor er auch nur ein einziges Wort herausgebracht hatte, erhob sich hinter ihm ein leiser, berausgender Gesang, dessen Vielstimmigkeit eine misstönende und beunruhigende Melodie erzeugte.

»*Mäe...*«, brachte er noch heraus, dann zeigte die Magie der Elfen Wirkung.

Das Mosaik vor dem Pferd geriet in Bewegung, die Glasstein-

chen zerflossen wie Wasser und ein langer Riss tat sich im Boden auf, ein klaffender Spalt von ungewisser Tiefe. Mit einem entsetzten Wiehern stürzte das Pferd in das Loch und brach sich beide Vorderbeine.

Während Pferd und Reiter stürzten, holte der Mann im Sattel aus und schleuderte die leuchtende Lanze nach Saphira.

Saphira konnte nicht weglaufen. Sie konnte nicht ausweichen. Also schlug sie mit einer Pranke nach der Lanze, um sie beiseitezuschleudern. Sie verfehlte ihr Ziel jedoch – um weniger als eine Handbreit – und Eragon verfolgte voll Entsetzen, wie die Lanze sich eine Armlänge oder tiefer in Saphiras Brust bohrte, direkt unter dem Schlüsselbein.

Heißer Zorn verschleierte seinen Blick. Er sammelte den gesamten Vorrat an Energie, der ihm zur Verfügung stand – aus seinem Körper, dem Saphir im Knauf seines Schwerts, den zwölf Diamanten im Gürtel von Beloth dem Weisen und aus Aren, dem Elfenring, den er an der rechten Hand trug –, und schickte sich an, den Reiter zu vernichten, koste es, was es wolle.

Bevor Eragon sich aber rühren konnte, kam Bloëdhgarm bereits hinter Saphiras linkem Vorderbein hervorgesprungen. Der Elf landete auf dem Reiter wie ein Panther, der sich auf ein Reh stürzt, und schlug den Mann zur Seite. Mit einer wilden Drehung seines Kopfes riss Bloëdhgarm dem Mann mit seinen langen weißen Reißzähnen die Kehle auf.

Ein Kreischen alles verzehrender Verzweiflung erklang von einem Fenster hoch über dem offenen Tor zum Wohnturm der Burg, gefolgt von einer gewaltigen Explosion, die Teile des Mauerwerks aus dem Gebäude sprengte. Die großen Brocken krachten mitten unter die versammelten Varden und zermalmten Glieder und Leiber wie überreife Äpfel.

Eragon ignorierte den Steinhagel und rannte zu Saphira hinüber. Er nahm kaum wahr, dass Arya und seine Wachen ihn begleiteten. Die übrigen Elfen, die sich in der Nähe aufgehalten hatten, scharten sich bereits um die Drachendame und untersuchten die Lanze, die ihr aus der Brust ragte.

»Wie schlimm ... Ist sie ...?«, fragte Eragon, zu bestürzt, um seine

Sätze zu Ende zu bringen. Er sehnte sich danach, seinen Geist zu Saphira auszuschicken und mit ihr zu sprechen, aber weil feindliche Magier auf dem Gelände sein konnten, wagte er es nicht, ihr sein Bewusstsein zu öffnen – aus Furcht, dass seine Widersacher seine Gedanken erkunden oder Gewalt über seinen Körper gewinnen könnten.

Nach einer scheinbar endlosen Zeit meinte Wyrdan, einer der männlichen Elfen: »Ihr könnt dem Schicksal danken, Schattentöter; die Lanze hat die Hauptvene und die Hauptarterie in ihrem Hals verfehlt. Sie hat nur Muskeln getroffen und Muskeln können wir heilen.«

»Könnt Ihr die Lanze entfernen? Ist sie mit irgendwelchen Zaubern belegt, die verhindern ...«

»Wir werden uns darum kümmern, Schattentöter.«

So ernst wie vor einem Altar versammelte Priester legten alle Elfen bis auf Bloëdhgarm Saphira die Hände auf die Brust, und wie ein Wispern des Windes, der durch die Weiden raunt, sangen sie. Von Wärme und Wachstum sangen sie, von Muskeln und Sehnen und pulsierendem Blut und von anderen, geheimnisvolleren Dingen. Es schien Saphira enorme Willenskraft zu kosten, während der Beschwörung bewegungslos zu verharren, obwohl alle paar Sekunden ein krampfartiges Beben ihren Körper schüttelte. Blut rann ihr in einer dünnen Linie über die Schuppen, wo der Schaft aus ihrer Brust ragte.

Als Bloëdhgarm neben ihn trat, warf Eragon ihm einen Blick zu. Geronnenes Blut klebte im Fell am Kinn und Hals des Wolfkatzenelfs und verdunkelte es von Mitternachtsblau zu einem matten Schwarz.

»Was war das?«, fragte Eragon und deutete auf die Flammen, die noch immer in der geborstenen Fensteröffnung hoch über dem Innenhof tanzten.

Bloëdhgarm leckte sich über die Lippen und entblößte seine katzenähnlichen Reißzähne, bevor er antwortete. »Im Augenblick seines Todes konnte ich in den Geist des Soldaten eindringen und durch ihn in den Geist des Magiers, der ihm geholfen hat.«

»Du hast den Magier getötet?«

»In gewisser Weise. Ich habe ihn gezwungen, sich selbst zu töten. Ich neige für gewöhnlich nicht zu solch übertrieben theatralischen Auftritten, aber ich war ... verstimmt.«

Eragon wollte gerade zu ihr gehen, hielt jedoch inne, als Saphira ein lang gezogenes, leises Stöhnen ausstieß, während die Lanze, ohne dass irgendjemand sie berührte, langsam aus ihrer Brust glitt. Saphiras Lider flatterten und sie atmete schnell und flach, während die letzten sechs Zoll der Lanze sich aus ihrem Körper schoben. Die mit einem Widerhaken versehene Spitze mit ihrem schwachen Schein smaragdfarbenen Lichts fiel auf die Pflastersteine – aber sie klorrte nicht wie Metall, sondern eher wie Tongeschirr.

Als die Elfen ihren Gesang beendet und ihre Hände von Saphira genommen hatten, eilte Eragon an ihre Seite und berührte sie am Hals. Er wollte sie trösten, wollte ihr sagen, welche Angst er gehabt hatte, wollte sein Bewusstsein mit ihrem vereinen. Stattdessen begnügte er sich damit, in eins ihrer strahlend blauen Augen zu blicken und zu fragen: »Geht es dir gut?« Die Worte erschienen ihm armselig im Vergleich zur Tiefe seiner Gefühle.

Saphira antwortete mit einem Blinzeln, dann senkte sie den Kopf und liebte sein Gesicht mit einem sanften Schwall warmer Luft aus ihren Nüstern.

Eragon lächelte. Dann wandte er sich zu den Elfen um und dankte ihnen in der alten Sprache für ihre Hilfe: »*Eka elrun ono, Älfya, wiol förn Thornessa.*«

Die Elfen, die bei der Heilung mitgewirkt hatten, darunter auch Arya, verneigten sich und drehten die rechte Hand vor der Brust – eine Geste des Respekts, die für ihr Volk bezeichnend war.

Eragon bemerkte, dass mehr als die Hälfte der Elfen, die den Auftrag hatten, ihn und Saphira zu beschützen, bleich, schwach und unsicher auf den Beinen waren.

»Zieht Euch zurück und ruht Euch aus«, wies er sie an. »Ihr bringt Euch noch selbst um, wenn Ihr bleibt. Geht, das ist ein Befehl!«

Obwohl Eragon sicher war, dass sie ihn nur sehr ungern verließen, antworteten die Elfen: »Wie Ihr wünscht, Schattentöter.« Sie zogen sich aus dem Burghof zurück und stiegen dabei über die

Leichen und Trümmer. Selbst nahe am Ende ihrer Kraft wirkten sie vornehm und würdevoll.

Dann trat Eragon zu Arya und Bloëdhgarm, die die Lanze untersuchten. Auf den Gesichtern der beiden lag ein seltsamer Ausdruck, als seien sie nicht sicher, wie sie reagieren sollten. Eragon hockte sich neben sie, darauf bedacht, dass kein Teil seines Körpers die Waffe berührte. Er starrte auf die zarten Linien, die um den Ansatz der Klinge eingeritzt waren. Linien, die ihm vertraut erschienen, obwohl er nicht recht wusste, woher. Er besah sich das grünliche Heft, das aus einem Material bestand, bei dem es sich weder um Holz noch um Metall handelte, und konzentrierte sich schließlich auf den sanften Schimmer, der ihn an die flammenlosen Laternen erinnerte, mit denen die Elfen und Zwerge ihre Hallen beleuchteten.

»Denkt ihr, das ist Galbatorix' Werk?«, fragte Eragon. »Vielleicht ist er zu dem Schluss gekommen, Saphira und mich lieber zu töten, statt uns gefangen zu nehmen. Vielleicht glaubt er, dass wir tatsächlich zu einer Bedrohung für ihn geworden sind.«

Bloëdhgarm lächelte freudlos. »Ich würde mich nicht von solchen Fantasien in die Irre führen lassen, Schattentöter. Wir sind für Galbatorix nicht mehr als ein geringfügiges Ärgernis. Wenn er Euch oder irgendjemanden von uns wirklich tot sehen wollte, bräuchte er nur von Urû'baen herzufliegen und uns in einen Kampf zu verwickeln und wir würden fallen wie trockene Blätter in einem Wintersturm. Die Stärke der Drachen ist mit ihm und niemand kann seiner Macht trotzen. Außerdem lässt Galbatorix sich nicht so leicht von seinem Kurs abbringen. Wahnsinnig mag er sein, aber er ist auch schlau und vor allem entschlossen. Wenn er Euch zu versklaven wünscht, dann wird er dieses Ziel nötigenfalls verfolgen, als kenne er kein anderes, und nichts außer seinem Selbsterhaltungstrieb wird ihn davon abhalten.«

»In jedem Fall«, erklärte Arya, »ist das hier nicht Galbatorix' Werk, es ist unseres.«

Eragon runzelte die Stirn. »Unseres? Diese Waffe wurde nicht von den Varden gemacht.«

»Nicht von den Varden, sondern von einem Elf.«

»Aber ...« Er zögerte und versuchte eine vernünftige Erklärung zu finden. »Aber kein Elf wäre bereit, Galbatorix zu dienen. Sie würden eher sterben, als ...«

»Galbatorix hat damit nichts zu tun, und selbst wenn er etwas damit zu tun hätte, würde er eine solch seltene und mächtige Waffe kaum einem Mann geben, der sie nicht besser zu bewachen versteht. Von allem Kriegsgerät, das es in ganz Alagaësia gibt, ist es dasjenige, das Galbatorix sicher am wenigsten in unseren Händen wissen will.«

»Warum?«

Mit dem Anflug eines Schnurrens in seiner tiefen, vollen Stimme sagte Bloëdhgarm: »Weil das, Eragon Schattentöter, ein Dauthdaert ist.«

»Und sein Name ist Niernen, die Orchidee«, warf Arya ein. Sie zeigte auf die in die Klinge eingeritzten Linien, die, so begriff Eragon jetzt, tatsächlich stilisierte Zeichen der einzigartigen Schrift der Elfen waren – gewundene, ineinander verwobene Formen, die in langen, dornenartigen Spitzen ausliefen.

»Ein Dauthdaert?« Als sowohl Arya als auch Bloëdhgarm ihn ungläubig ansahen, zuckte Eragon entschuldigend die Achseln. Sein Mangel an Bildung war ihm peinlich. Es frustrierte ihn, dass sein Onkel Garrow ihn nicht einmal lesen gelehrt hatte, weil ihm das unwichtig erschienen war, während die Elfen in ihrer jahrzehntelangen Jugend bei den besten Gelehrten ihres Volks studierten. »Ich konnte in Ellesméra nur eine begrenzte Zahl Bücher lesen. Was ist ein Dauthdaert? Wurde er während des Untergangs der Reiter geschmiedet, um ihn gegen Galbatorix und die Abtrünnigen einzusetzen?«

Bloëdhgarm schüttelte den Kopf. »Niernen ist viel, viel älter.«

»Die Dauthdaertya«, fügte Arya hinzu, »sind aus der Furcht und dem Hass heraus entstanden, die die letzten Jahre unseres Krieges mit den Drachen kennzeichneten. Unsere begabtesten Schmiede und Magier schufen sie aus Materialien, die wir längst nicht mehr verstehen, tränkten sie mit Zaubern, deren Wortlaut wir nicht mehr kennen, und benannten sie alle zwölf nach den schönsten Blumen – ein Fehlgriff, wie es ihn hässlicher nie mehr

gegeben hat, denn wir schufen sie mit nur einem einzigen Ziel: um Drachen zu töten.«

Abscheu überkam Eragon, während er die schimmernde Lanze betrachtete. »Und haben sie es getan?«

»Jene, die es miterlebt haben, sagen, dass das Blut der Drachen vom Himmel fiel wie ein sommerlicher Gewitterregen.«

Saphira zischte, laut und scharf.

Eragon warf ihr einen Blick zu und sah aus dem Augenwinkel, dass die Varden noch immer vor dem offenen Tor standen und darauf warteten, dass er und Saphira den Angriff erneut anführten.

»Man dachte, alle Dauthdaertya seien zerstört oder unwiederbringlich verloren«, sagte Bloëdhgarm. »Offensichtlich haben wir uns geirrt. Niernen muss auf irgendwelchen Wegen in die Hände der Familie Waldgrave gefallen und hier in Belatona versteckt worden sein. Meine Vermutung ist: Als wir die Stadtmauern durchbrochen haben, hat Fürst Bradburn der Mut verlassen und er hat befohlen, Niernen aus seiner Waffenkammer zu holen, um so zu versuchen, Euch und Saphira aufzuhalten. Zweifellos wäre Galbatorix außer sich vor Wut, wenn er wüsste, dass Bradburn versucht hat, Euch zu töten.«

Obwohl ihm klar war, dass sie sich besser beeilen sollten, ließ Eragons Neugier ihm keine Ruhe. »Ihr habt mir immer noch nicht erklärt, warum Galbatorix so sehr dagegen sein sollte, dass uns das hier in die Hände fällt.« Er deutete auf die Lanze. »Was macht Niernen gefährlicher als diesen Speer dort drüben oder gar gefährlicher als Bris...« Er vermied es gerade noch, den ganzen Namen auszusprechen, »als mein eigenes Schwert?«

Es war Arya, die ihm antwortete. »Man kann einen Dauthdaert mit gewöhnlichen Mitteln nicht zerstören, Feuer kann ihm nichts anhaben und er ist fast gänzlich unempfindlich für Magie, wie du selbst gesehen hast. Die Dauthdaertya wurden dazu geschaffen, von jeder Magie, die die Drachen möglicherweise wirkten, unbertührt zu bleiben, ebenso wie ihre Träger – und das will angesichts der Stärke, der Vielschichtigkeit und der Unberechenbarkeit der Drachenmagie schon etwas heißen. Galbatorix mag Shruikan und sich selbst mit mehr Schutzzaubern umgeben haben als irgendwen sonst

in Alagaësia, aber es ist gut möglich, dass Niernen durch ihre Verteidigungswälle dringen könnte, als gäbe es sie gar nicht.«

Eragon verstand und ein Hochgefühl erfüllte ihn. »Wir müssen ...«

Ein Kreischen unterbrach ihn.

Es war ein durchdringendes, schrilles, schauerhaftes Kreischen wie von Metall, das über Stein kratzt. Eragons Zähne vibrierten bei dem furchtbaren Geräusch. Er hielt sich die Ohren zu und verzog das Gesicht, während er sich umdrehte und versuchte, die Quelle des Kreischens auszumachen.

Saphira warf den Kopf hin und her und trotz des Getöses vernahm er ihr gequältes Wimmern.

Eragon ließ den Blick zweimal über den Burghof schweifen, bevor er eine feine Staubwolke bemerkte, die oben an der Mauer des Wohnturms aus einem einen Fuß breiten Riss aufstieg. Der Riss führte von der geschwärzten und teilweise zerstörten Fensteröffnung, wo Bloëdhgarm den Magier getötet hatte, nach unten. Als das Kreischen an Intensität noch zunahm, ging Eragon das Risiko ein, die Hand von einem Ohr zu nehmen, um auf den Riss zu deuten.

»Da!«, rief er Arya zu, die bestätigend nickte, und er presste die Hand wieder auf sein Ohr.

Unvermittelt brach das Kreischen ab.

Eragon wartete einen Moment, dann ließ er zögernd die Hände sinken und wünschte sich ausnahmsweise, sein Gehör wäre nicht ganz so scharf.

Im gleichen Augenblick brach der Riss weiter auf, bis er mehrere Fuß maß, und raste die Mauer des Turms hinab. Wie ein Blitz schlug er unten ein, zerschmetterte den Schlussstein über dem Torbogen des Turms und ließ kieselgroße Steine herabhageln. Die ganze Burg ächzte und von dem zerstörten Fenster bis hinab zu dem zerbrochenen Schlussstein begann sich die Front des Wohnturms vom Rest des Mauerwerks zu lösen und nach außen zu neigen.

»Lauft!«, schrie Eragon den Varden zu, die bereits in alle Richtungen davonsprangen, verzweifelt darauf bedacht, von der gefähr-

lichen Mauer wegzukommen. Eragon trat einen Schritt vor – jeder Muskel in seinem Körper gespannt – und versuchte, irgendwo in dem Gedränge der Krieger Roran auszumachen.

Endlich entdeckte Eragon ihn. Er saß hinter der letzten Gruppe von Männern am Eingang fest. Roran brüllte die anderen wie wahnsinnig an, aber seine Worte gingen in dem Getöse unter. Dann sackte die Mauer mehrere Zoll in die Tiefe. Sie löste sich weiter vom Rest des Turms und ließ Steine auf Roran prasseln, brachte ihn aus dem Gleichgewicht und zwang ihn, rückwärts unter den Schutz des Tores zu stolpern.

Als Roran sich aus seiner geduckten Haltung aufrichtete, trafen sich ihre Blicke und Eragon sah in seinen Augen Furcht und Hilflosigkeit aufblitzen, gefolgt von Resignation, als wisse Roran, dass er sich, wie schnell er auch rannte, unmöglich rechtzeitig in Sicherheit würde bringen können.

Ein schiefes Lächeln umspielte Rorans Lippen.

Und die Mauer stürzte ein.

HAMMERFALL

Nein!«, schrie Eragon, als die Tormauer des Turms donnernd einstürzte, Roran und fünf weitere Männer unter einem zwanzig Fuß hohen Steinhaufen begrub und den Burghof in eine dunkle Staubwolke hüllte.

Eragons Schrei war so laut, dass seine Stimme brach und er den Kupfergeschmack von Blut im Rachen spürte. Er atmete ein und krümmte sich hustend.

»*Vaetna*«, keuchte er und wedelte mit der Hand. Mit einem Rascheln wie von Seide teilte sich der dichte graue Staub über dem Burghof. In seiner Sorge um Roran bemerkte Eragon kaum, wie viel Kraft die Magie ihn kostete.

»Nein, nein, nein, nein«, murmelte Eragon. *Er kann nicht tot sein. Er kann nicht, er kann nicht, er kann nicht ...* Als könne es dadurch wahr werden, wiederholte Eragon diese Worte in Gedanken wieder und wieder. Aber mit jedem Mal wurde es weniger Tatsache oder Ausdruck der Hoffnung als vielmehr ein Gebet an die Welt.

Arya und die anderen Krieger der Varden vor ihm husteten und rieben sich die Augen. Viele duckten sich, als erwarteten sie einen weiteren Schlag, andere starrten auf den beschädigten Wohnturm. Der Schutthaufen der eingestürzten Mauer reichte bis mitten in den Hof und verdeckte das Mosaik dort. Zweieinhalb Räume im ersten Stock des Turms und einer im zweiten – der Raum, in dem der Magier so gewaltsam ums Leben gekommen war – waren nun Wind und Wetter preisgegeben. Die Räume und die Möbel darin wirkten im vollen Licht der Sonne dreckig und ziemlich schäbig. In einem Raum wichen ein halbes Dutzend mit Armbrüsten bewaffnete Soldaten vor dem Abgrund zurück, der sich plötzlich vor

ihnen aufgetan hatte. Unter gewaltigem Gedränge quetschten sie sich durch die Türen am anderen Ende der Räume und verschwanden in den Tiefen des Wohnturms.

Eragon versuchte, das Gewicht der Mauerbrocken in dem Trümmerhaufen zu schätzen. Jeder musste viele Hundert Pfund schwer sein. Wenn er, Saphira und die Elfen alle halfen, würden sie die Steine sicherlich mit Magie beiseiteschaffen können, aber die Anstrengung würde sie schwächen und angreifbar machen. Außerdem würde es viel zu lange dauern. Einen Moment dachte Eragon an Glaedr – der goldene Drache wäre mehr als stark genug, den ganzen Haufen in einem anzuheben –, aber Eile war hier das oberste Gebot und es würde zu lange dauern, Glaedrs Eldunari zu holen. Abgesehen davon wusste Eragon nicht, ob er in der Lage sein würde, Glaedr zu überzeugen, mit ihm zu reden, geschweige denn, ihm zu helfen, Roran und die anderen Männer zu retten.

Dann sah Eragon wieder Roran vor sich, wie er ausgesehen hatte, kurz bevor die Sturzflut aus Steinen und Staub ihn verschluckt hatte; wie er unter dem Überhang des Turmtores gestanden hatte; und mit einem Mal wusste er, was zu tun war.

»Saphira, hilf ihnen!«, rief Eragon, während er seinen Schild wegwarf und losrannte.

Hinter sich hörte er Arya etwas in der alten Sprache sagen – ein kurzer Ausdruck, der »Verstecke es!« bedeuten mochte. Dann holte sie ihn ein und lief mit gezücktem Schwert neben ihm her.

Vom Fuß des Schutthaufens sprang Eragon so hoch, wie er konnte. Er landete mit einem Fuß auf der schrägen Fläche eines Mauerbrockens und stieß sich sofort wieder ab, hüpfte wie eine Bergziege, die den Hang einer Schlucht erklimmt, von einem Punkt zum nächsten. Er ging höchst ungern das Risiko ein, den Schutt loszutreten und in Bewegung zu setzen, aber der schnellste Weg zu seinem Ziel führte nun einmal über diesen Trümmerberg.

Mit einem letzten Sprung gelangte Eragon in einen der Räume des ersten Stocks, durchquerte ihn mit ein paar schnellen Schritten und stieß die Tür vor sich mit solcher Wucht auf, dass Riegel und Angeln brachen. Die Tür flog quer durch den Flur gegen die nächste Wand, und die schweren Eichenbretter barsten.

Eragon hetzte den Korridor entlang. Seine Schritte und seinen Atem nahm er seltsam gedämpft wahr, als wären seine Ohren voller Wasser.

Er wurde etwas langsamer, als er an eine offene Tür kam. Sie führte in ein Arbeitszimmer, in dem fünf bewaffnete Männer über einer Landkarte gestikulierten und sich stritten. Keiner von ihnen bemerkte Eragon.

Er rannte weiter.

Er preschte um eine Ecke und prallte mit einem entgegenkommenden Soldaten zusammen. Vor Eragons Augen explodierte ein Feuerwerk roter und gelber Blitze, als er mit der Stirn gegen die Kante des Schildes knallte, den der Soldat trug. Er klammerte sich an den Mann und die beiden taumelten im Flur vor und zurück wie zwei betrunkene Tänzer.

Der Soldat stieß einen Fluch aus, während er um sein Gleichgewicht kämpfte. »Was ist los mit dir, du dreimal verdammter...«, murzte der Soldat, dann erkannte er Eragon und seine Augen weiteten sich. »Du!«

Eragon ballte die rechte Hand zur Faust und rammte sie dem Mann direkt unterhalb des Brustkorbs in den Bauch. Der Schlag riss den Mann von den Füßen und schleuderte ihn gegen die Decke. »Ich«, stimmte Eragon zu, als der Mann leblos zu Boden fiel.

Eragon lief weiter. Sein ohnehin schneller Puls schien sich verdoppelt zu haben, seit er in den Wohnturm eingedrungen war. Er hatte das Gefühl, als werde ihm das Herz gleich aus der Brust springen.

Wo ist sie?, dachte er hektisch, während er einmal mehr durch eine Tür spähte und nichts vor sich sah als einen leeren Raum.

Endlich, am Ende eines schäbigen Seitengangs, fand er eine Wendeltreppe. Er nahm auf dem Weg hinunter ins Erdgeschoss immer fünf Stufen auf einmal, auch wenn es riskant war, und hielt nur inne, um einen erschrockenen Bogenschützen aus dem Weg zu stoßen.

Am Fuß der Treppe gelangte er in einen hohen Raum, der ihn an die Kathedrale in Dras-Leona erinnerte. Eragon wirbelte herum, um sich rasch einen Überblick zu verschaffen: Schilde, Waffen und

rote Fahnen hingen an den Wänden; schmale Fenster gab es nur hoch oben unter der Decke; Fackeln steckten in schmiedeeisernen Haltern. Er registrierte kalte Feuerstellen, übereinandergestellte lange dunkle Tische an beiden Längsseiten der Halle und ein Podest an der Stirnseite des Raums, wo ein in eine Robe gehüllter, bärtiger Mann vor einem Stuhl mit hoher Rückenlehne stand. Eragon befand sich im großen Saal der Burg. Zu seiner Rechten, zwischen ihm und den Türen, die zum Tor des Wohnturms führten, stand ein Kontingent von fünfzig oder mehr Soldaten. Die goldenen Fäden in ihren Wämsern glitzerten, als sie sich überrascht in Bewegung setzten.

»Tötet ihn!«, befahl der Mann in der Robe und klang dabei eher verängstigt als fürstlich. »Wer immer ihn tötet, dem soll ein Drittel meiner Schatzkammer gehören! Das verspreche ich!«

Die Aussicht, abermals aufgehalten zu werden, war unerträglich. Entschlossen riss Eragon sein Schwert aus der Scheide, hob es über den Kopf und rief: »Brisingr!«

Mit einem Rauschen umhüllten geisterhafte blaue Flammen die Klinge und liefen auf die Spitze zu. Die Hitze des Feuers wärmte Eragons Hand, seinen Arm und sein Gesicht.

Dann richtete Eragon den Blick auf die Soldaten. »Bewegt euch«, knurrte er.

Die Soldaten zögerten nur einen Augenblick, dann wandten sie sich ab und flohen.

Eragon stürmte vorwärts, ohne die in Panik geratenen Nachzügler in Reichweite seines brennenden Schwertes zu beachten. Ein Mann stolperte vor ihm und rappelte sich wieder auf. Eragon sprang über ihn hinweg und berührte dabei nicht einmal die Quaste am Helm des Soldaten.

Eragon war so schnell, dass die Flammen hinter der Klinge herwehten wie die Mähne eines galoppierenden Pferdes.

Mit vorgeschobenen Schultern stürmte Eragon durch die Doppeltüren des Saals und jagte durch eine lange, breite Halle, vorbei an Räumen voller Soldaten links und rechts, an Zahnradern, Seilzügen und anderen Vorrichtungen, die benutzt wurden, um die Tore des Wohnturms zu öffnen und zu schließen. Dann rammte er in vol-

lem Lauf das Fallgitter, das den Weg dorthin versperrte, wo Roran gestanden hatte, als die Front des Turms eingestürzt war.

Das Eisengitter verbog sich, als Eragon dagegenkrachte, aber nicht genug, dass das Metall brach.

Er taumelte einen Schritt zurück.

Wieder bediente er sich der Energie in den Diamanten seines Gürtels – dem Gürtel von Beloth dem Weisen. Er leitete sie in Brisingr und leerte den kostbaren Vorrat der Edelsteine, während er das Feuer des Schwertes zu beinahe unerträglicher Intensität schürte. Ein wortloser Schrei entrang sich seiner Kehle, als er ausholte und auf das Fallgitter einhieb. Ein Regen orangefarbener und gelber Funken sprühte auf und brannte ihm kleine Löcher in Handschuhe, Wams und bloße Haut. Ein Tropfen geschmolzenen Eisens fiel zischelnd auf die Spitze seines Stiefels. Mit einer schnellen Drehung des Fußes schüttelte er ihn ab.

Dreimal durchschnitt er das Gitter, dann fiel ein mannshoher Teil davon nach innen. Die durchtrennten Enden des Gitters glänzten weiß glühend und erleuchteten die Umgebung mit einem schwachen Schein.

Eragon ließ die Flammen, die sich von Brisingr erhoben, ersterben und stürmte durch die Öffnung im Fallgitter weiter.

Der Gang führte ihn nach links, nach rechts und dann wieder nach links – dazu gedacht, das Vorrücken feindlicher Truppen zu verlangsamen, denen es gelungen war, sich Zutritt zum Wohnturm zu verschaffen.

Als er um die letzte Ecke bog, lag sein Ziel vor ihm: der unter Trümmern begrabene Vorraum. Trotz seiner Elfensicht konnte Eragon in der Dunkelheit nur die größten Umrisse erkennen, denn die Steinlawine hatte die Fackeln an den Wänden gelöscht. Er hörte ein merkwürdiges Schnaufen und Scharren, als stöbere eine unbeholfene Bestie durch die Trümmer.

»Naina«, sagte Eragon.

Ein ungerichtetes blaues Licht erhellte den Raum. Und vor ihm, bedeckt mit Schmutz, Blut, Asche und Schweiß, die Zähne zu einem furchterregenden Knurren gebleckt, erschien Roran, der über den Leichen zweier anderer mit einem Soldaten rang.

Der Soldat zuckte wegen der plötzlichen Helligkeit zurück und Roran nutzte seine mangelnde Konzentration, um ihn in die Knie zu zwingen. Als Nächstes riss er dem Soldaten den Dolch aus dem Gürtel und stieß ihm die Waffe von unten durch den Kiefer.

Der Soldat trat noch zweimal um sich, dann regte er sich nicht mehr.

Nach Luft ringend richtete Roran sich über der Leiche auf. Blut tropfte ihm von den Fingern. Mit seltsam glasigem Blick sah er zu Eragon hinüber.

»Wurde auch Zeit, dass du ...«, begann er, seine Augen verdrehten sich und er wurde ohnmächtig.

SCHATTEN AM HORIZONT

Um Roran aufzufangen, bevor er auf dem Boden aufschlug, musste Eragon Brisingr fallen lassen, was er nur widerstrebend tat. Trotzdem öffnete er die Hand und das Schwert klorrte auf die Steine, gerade als er Rorans Gewicht in seinen Armen spürte.

»Ist er schwer verletzt?«, fragte Arya.

Eragon zuckte zusammen, überrascht, dass sie und Bloëdhgarm neben ihm standen. »Ich glaube nicht.« Er schlug Roran mehrmals auf die Wangen und verschmierte dabei den Staub auf seinem Gesicht. In dem matten eisblauen Schein von Eragons magischem Licht wirkte Roran ausgezehrt, mit tiefen Augenringen. Seine Lippen hatten eine purpurne Farbe, als hätte er Beerensaft getrunken. »Komm schon, wach auf.«

Nach einer Weile zuckten Rorans Lider, dann öffnete er die Augen und sah Eragon verwirrt an. Erleichterung durchströmte Eragon, so stark, dass er sie schmecken konnte.

»Du warst einen Moment ohnmächtig«, erklärte er.

»Ah.«

Er lebt!, übermittelte Eragon Saphira und riskierte einen kurzen Augenblick des Kontakts.

Ihre Freude war offenkundig. *Gut. Ich werde hierbleiben und den Elfen helfen, die Steine vor dem Gebäude wegzuschaffen. Wenn du mich brauchst, rufe und ich werde einen Weg finden, zu dir zu kommen.*

Rorans Kettenpanzer klorrte, als Eragon ihm aufhalf.

»Was ist mit den anderen?«, fragte Eragon und deutete auf den Schutthaufen ein Stück weiter.

Roran schüttelte den Kopf.

»Bist du sicher?«

»Darunter kann niemand überlebt haben. Ich bin nur davongekommen, weil... weil mich der Dachvorsprung des Tors etwas geschützt hat.«

»Und? Geht's dir gut?«, fragte Eragon.

»Was?« Roran runzelte die Stirn. Er wirkte geistesabwesend, als sei ihm der Gedanke noch gar nicht in den Sinn gekommen. »Mir geht es bestens... Vielleicht ist mein Handgelenk gebrochen. Es ist nicht schlimm.«

Eragon warf Bloëdhgarm einen vielsagenden Blick zu. Die Züge des Elfen strafften sich und zeigten einen Anflug von Missfallen, doch er ging zu Roran hinüber und sagte mit ruhiger Stimme: »Wenn du erlaubst...« Er streckte eine Hand nach Rorans verletztem Arm aus.

Während Bloëdhgarm sich um Roran kümmerte, hob Eragon Brisingr auf. Dann hielt er mit Arya am Zugang zur Vorhalle Wache, für den Fall, dass irgendwelche Soldaten so töricht waren, einen Angriff zu wagen.

»Erledigt«, stellte Bloëdhgarm fest. Er trat von Roran zurück, der das Handgelenk kreisen ließ und seine Beweglichkeit prüfte.

Zufrieden bedankte Roran sich bei Bloëdhgarm und ließ die Hand sinken. Kurz darauf suchte er den mit Trümmern übersäten Boden ab, bis er seinen Hammer fand. Er zog seine Rüstung zu recht und sah zu Eragon und Arya hinüber.

»Ich habe genug von diesem Fürst Bradburn«, erklärte er in trügerisch ruhigem Ton. »Er sitzt schon zu lange auf seinem Thron, meine ich, und sollte seiner Verantwortung enthoben werden. Würdet Ihr mir da nicht zustimmen, Arya?«

»Das würde ich«, bestätigte sie.

»Nun denn, suchen wir den alten Narren. Ich würde ihm gern den einen oder anderen sanften Klaps mit meinem Hammer geben, zum Andenken an all jene, die wir heute verloren haben.«

»Er war noch vor wenigen Minuten im großen Saal«, berichtete Eragon, »aber ich bezweifle, dass er dort auf unsere Rückkehr wartet.«

Roran nickte. »Dann werden wir Jagd auf ihn machen müssen.« Und mit diesen Worten lief er in die Richtung los, aus der Eragon gekommen war.

Eragon ließ sein Licht ersterben und eilte seinem Cousin nach, Brisingr in der Hand. Arya und Bloëdhgarm blieben so dicht hinter ihm, wie der verwinkelte Gang es zuließ.

Die Räume, die sich entlang des Gangs erstreckten, waren verwaist, ebenso der Saal der Burg. Von den mehreren Dutzend Soldaten und Beamten, die Eragon dort angetroffen hatte, war nur ein einziger Helm geblieben, der auf dem Boden lag und noch schwach hin- und herschaukelte.

Eragon und Roran rannten an dem marmornen Podest vorbei und Eragon musste seine Geschwindigkeit drosseln, um seinen Cousin nicht hinter sich zurückzulassen. Sie traten die Tür links neben dem Podium ein und hasteten die Treppe dahinter hinauf.

Im ersten Stock hielten sie inne, damit Bloëdhgarm mit seinem Geist nach einer Spur von Bradburn und seinem Gefolge suchen konnte, aber er fand nichts.

Unmittelbar bevor sie den zweiten Stock erreichten, hörte Eragon wildes Fußgetrappel, dann sah er ein Dickicht von auf sie gerichteten Speeren, das sie im Torbogen des Treppenabsatzes erwartete. Die Speere schlitzen Roran, der vorausgestürzt war, die Wange und den rechten Oberschenkel auf. Das Blut strömte ihm bereits übers Knie. Roran brüllte wie ein verwundeter Bär, stürzte sich mit seinem Schild in die Speere und versuchte, sich den Weg die letzten paar Stufen nach oben und aus dem Treppenhaus hinaus zu erzwingen. Hektisches Geschrei erhob sich.

Hinter Roran wechselte Eragon Brisingr von der rechten in die linke Hand, packte an seinem Cousin vorbei einen der Speere am Heft und entriss ihn der Faust des Mannes, der ihn hielt. Dann drehte er den Speer um und warf ihn mitten zwischen die Männer, die den Durchgang versperrten. Irgendjemand schrie auf und eine Lücke tat sich in der Wand aus Körpern auf. Eragon wiederholte die Prozedur und seine Würfe verringerten die Zahl der Soldaten schnell genug, dass Roran Schritt für Schritt die Masse der Männer zurückdrängen konnte.

Sobald Roran die letzte Stufe eingenommen hatte, verteilten sich die verbliebenen Soldaten auf dem breiten, mit einem Geländer versehenen Treppenabsatz, um genug Platz zu haben, ihre Waffen ungehindert schwingen zu können. Roran brüllte abermals und sprang auf den nächsten Soldaten zu. Er parierte den Schwerthieb des Mannes, durchbrach seine Deckung und hieb seinem Widersacher auf den Helm, der klirrte wie ein Eisentopf.

Eragon sprintete über den Treppenabsatz und sprang zwei Soldaten an, die dicht nebeneinanderstanden. Der Aufprall warf sie zu Boden und er erledigte beide mit je einem schnellen Stich Brisings. Eine Axt kam in schneller Drehung auf ihn zugeflogen. Er duckte sich unter ihr weg und stieß einen Mann über das Geländer, bevor er den Kampf mit zwei anderen aufnahm, die versuchten, ihn mit ihren hakenbewehrten Piken auszuweiden.

Arya und Bloëdhgarm bewegten sich leise und todbringend zwischen den Männern. Dank der den Elfen eigenen Anmut wirkte ihre Gewalttätigkeit mehr wie eine kunstvoll inszenierte Darbietung und weniger wie das schmutzige Gemetzel, um das es sich bei den meisten Kämpfen handelte.

In einem Rausch von klirrendem Metall, gebrochenen Knochen und abgeschlagenen Gliedern töteten sie zu viert den Rest der Soldaten. Wie immer riss der Kampf Eragon mit. Es war für ihn, als würde er mit einem Eimer kalten Wassers übergossen – ein Schock, der ihm ein Gefühl der Klarheit schenkte, wie nichts sonst es vermochte.

Roran beugte sich vor, stützte die Hände auf die Knie und rang nach Atem, als habe er gerade ein Wettrennen beendet.

»Soll ich?«, fragte Eragon und deutete auf die Schnittwunden in Rorans Gesicht und an seinem Oberschenkel.

Roran verlagerte einige Male prüfend sein Gewicht auf das verletzte Bein. »Das kann warten. Lass uns erst Bradburn finden.«

Eragon setzte sich an die Spitze ihrer Gruppe, während sie in das Treppenhaus zurückkehrten und erneut nach oben stiegen. Schließlich, nach weiteren fünf Minuten des Suchens, fanden sie Fürst Bradburn verschanzt im höchstgelegenen Raum des westlichsten Erkers des Wohnturms. In einer Abfolge von Zaubern zer-

legten Eragon, Arya und Bloëdhgarm die Türen und den Turm aus Möbelstücken, der dahinter aufgestapelt worden war. Als sie und Roran den Raum betraten, erleichteten die hochrangigen Gefolgsleute und Burgwachen, die sich vor Fürst Bradburn gestellt hatten, und viele begannen zu zittern. Zu Eragons Erleichterung brauchte er nur drei der Wachen zu töten, bevor die übrigen ihre Waffen und Schilde zum Zeichen der Kapitulation auf den Boden warfen.

Dann marschierte Arya zu Fürst Bradburn, der während der ganzen Zeit stumm geblieben war, und fragte: »Nun, werdet Ihr Euren Truppen befehlen, ihren Widerstand aufzugeben? Es sind nur wenige übrig, aber Ihr könnt ihr Leben noch immer retten.«

»Das würde ich nicht, selbst wenn ich es könnte«, entgegnete Bradburn mit einer Stimme, in der so viel Hass und höhnische Geringschätzung lag, dass Eragon ihn beinahe geschlagen hätte. »Du wirst keine Zugeständnisse von mir hören, Elfe. Ich werde meine Männer nicht schmutzigen, unnatürlichen Kreaturen wie dir überlassen. Lieber sterben wir. Und denke nicht, du könntest mich mit honigsüßen Worten täuschen. Ich weiß von eurem Bündnis mit den Urgals und ich würde eher einer Schlange vertrauen als jemandem, der mit diesen Ungeheuern das Brot bricht.«

Arya nickte und legte ihre Hand auf Bradburns Gesicht. Sie schloss die Augen und eine Zeit lang regten sie und Bradburn sich nicht. Eragon sandte seinen Geist aus und spürte die Schlacht des Willens, die zwischen ihnen tobte, während Arya sich einen Weg an Bradburns Verteidigung vorbei in sein Bewusstsein bahnte. Es dauerte eine Minute, aber schließlich gewann sie die Kontrolle über den Geist des Mannes, worauf sie sich daranmachte, seine Erinnerungen heraufzubeschwören, bis sie die Natur seiner Schutzzauber entdeckte.

Dann benutzte sie die alte Sprache und wob einen vielschichtigen Zauber, der dazu gedacht war, seine Schutzzauber zu umgehen und dafür zu sorgen, dass Bradburn einschlief. Als sie endete, schlossen sich Bradburns Augen und mit einem Seufzen brach er in ihren Armen zusammen.

»Sie hat ihn getötet!«, rief einer der Wachposten und Schreie der Angst und der Entrüstung wurden unter den Männern laut.

Während Eragon versuchte, sie vom Gegenteil zu überzeugen, hörte er aus weiter Ferne ein Trompetensignal der Varden. Schon bald erklang eine weitere Trompete, diesmal viel näher, dann eine dritte. Kurz darauf fing er Geräuschfetzen auf und er hätte geschworen, dass es schwacher, vereinzelter Jubel war, der sich tief unter ihnen auf dem Burghof erhob.

Verwirrt sahen er und Arya sich an, dann spähten sie nacheinander aus jedem der Fenster, die in die Wände des Raums eingelassen waren.

Im Westen und Süden unter ihnen erstreckte sich Belatona. Es war eine große, wohlhabende Stadt, eine der größten im Imperium. Die Häuser nahe der Burg waren beeindruckende Steinbauten mit Giebeldächern und Erkerfenstern, während in größerer Entfernung zum Fürstensitz die Häuser aus Holz und Lehm errichtet waren. Mehrere der Fachwerkhäuser hatten während der Kämpfe Feuer gefangen. Der Rauch hing in der Luft wie ein brauner Nebel und brannte in den Augen und in der Kehle.

Im Südwesten, eine Meile vor der Stadt, lag das Lager der Varden. Es bestand aus langen Reihen grauer Wollzelte, umgeben von Gräben und Palisaden und einigen leuchtend bunten Pavillons, auf denen Flaggen und Wimpel wehten. Dazwischen lagen ausgestreckt auf dem nackten Boden Hunderte verletzter Männer. Die Zelte der Heiler waren bereits hoffnungslos überfüllt.

Im Norden, hinter den Hafenanlagen und Lagerhäusern, erstreckte sich die riesige Wasserfläche des Leona-Sees, hier und da betupft mit weißen Schaumkronen.

Von Westen heranziehend, erhob sich eine schwarze Wolkenwand hoch über die Stadt und drohte, sie mit den Regenvorhängen zu überziehen, die sie mit sich übers Land brachte. Hier und da flackerten im Sturm blaue Blitze, und Donner grollte wie eine wütende Bestie.

Aber nirgendwo konnte Eragon eine Erklärung für die Trompetensignale und den Jubel entdecken, die seine Aufmerksamkeit erregt hatten.

Als Eragon und Arya schließlich zum Fenster direkt über dem Burghof eilten, sahen sie, dass Saphira und die bei ihr zurückge-

bliebenen Elfen und Varden gerade damit fertig geworden waren, die Steine vor dem Tor der Burg beiseitezuräumen. Eragon stieß einen Pfiff aus, und als Saphira aufblickte, winkte er. Ihre langen Kiefer teilten sich zu einem breiten Grinsen und sie blies ihm einen Rauchswall entgegen.

»He! Was gibt es Neues?«, rief Eragon.

Einer der Varden, die auf den Burgmauern standen, hob einen Arm und zeigte nach Osten. »Schattentöter! Seht! Die Werkatzen kommen! Die Werkatzen kommen!«

Ein kalter Schauer überlief Eragon. Er folgte dem ausgestreckten Arm des Mannes in östliche Richtung und diesmal sah er jenseits des Jiet, mehrere Meilen entfernt, ein Heer kleiner, schattenhafter Gestalten aus einer Senke auftauchen. Einige der Gestalten gingen auf vier Beinen und einige auf zweien, aber sie waren zu weit entfernt, als dass er sicher sein konnte, dass es sich um Werkatzen handelte.

»Kann das sein?«, fragte Arya erstaunt.

»Ich weiß es nicht ... Was immer sie sind, wir werden es früh genug herausfinden.«

KÖNIG KATZE

Eragon stand auf dem Podest im großen Saal der Burg, gleich rechts neben Fürst Bradburns Thron. Seine Linke ruhte auf dem Knauf von Brisingr, das in der Scheide steckte. Auf der anderen Seite des Throns stand Jörmundur, der Oberkommandierende der Varden, den Helm unter den linken Arm geklemmt. Er hatte an den Schläfen grau meliertes, sonst braunes Haar, das hinten zu einem langen Zopf geflochten war. Sein hageres Gesicht zeigte die betont ausdruckslose Miene einer Person, die über reichlich Erfahrung darin verfügt, auf andere zu warten. Eragon bemerkte eine dünne rote Blutspur entlang der Unterkante von Jörmundurs Armschutz, aber Jörmundur ließ kein Anzeichen von Schmerz erkennen.

Zwischen den beiden saß Nasuada, die Anführerin der Varden, prächtig anzusehen in einem grünen und gelben Gewand, das sie erst kurz zuvor angelegt hatte. Es erschien ihr für diplomatische Verhandlungen angemessener als ihre leuchtend bunte Kriegstracht. Auch sie hatte während des Kampfes Verletzungen davongetragen, wie der weiße Leinenverband um ihre linke Hand bewies.

Mit leiser Stimme, sodass nur Eragon und Jörmundur sie hören konnten, sagte Nasuada: »Wenn wir ihre Unterstützung gewinnen könnten...«

»Aber was werden sie als Gegenleistung erwarten?«, fragte Jörmundur. »Unsere Schatztruhen sind fast leer und unsere Zukunft ist ungewiss.«

Beinahe ohne die Lippen zu bewegen, antwortete sie: »Vielleicht fordern sie nichts weiter von uns als die Gelegenheit zu einem Vergeltungsschlag gegen Galbatorix.« Sie hielt inne. »Wenn nicht, wer-

den wir andere Mittel als Gold finden müssen, um sie dazu zu bringen, sich unseren Reihen anzuschließen.«

»Vielleicht ein paar Fässer Sahne?«, schlug Eragon vor, was Jörmundur ein Glucksen entlockte und Nasuada ein leises Lachen.

Ihr gerauntes Gespräch brach ab, als vor der Haupthalle drei Trompeten erklangen. Kurz darauf kam ein flachshaariger Page durch die offene Tür am anderen Ende der Halle marschiert. Sein Gewand war mit der Standarte der Varden bestickt – einem weißen Drachen mit einer Rose über einem nach unten zeigenden Schwert auf purpurnem Grund. Der Page klopfte mit seinem Zeremonienstab auf den Boden und verkündete mit dünner, bebender Stimme: »Seine Erhabenste Königliche Hoheit, Grimrr Halbtatze, König der Werkatzen, Fürst der Einsamen Orte, Herrscher über die Nächtlichen Gefilde und Der Da Allein Wandelt.«

Was für ein seltsamer Titel: Der Da Allein Wandelt, bemerkte Eragon zu Saphira.

Aber wohlverdient, würde ich vermuten, erwiderte sie und er konnte ihre Erheiterung spüren, auch wenn er Saphira dort, wo sie im Wohnturm der Burg zusammengerollt lag, nicht sehen konnte.

Der Page trat zur Seite und durch die Tür stolzierte Grimrr Halbtatze in Menschengestalt, gefolgt von vier anderen Werkatzen, die auf großen, zottigen Pfoten dicht hinter ihm hertappten. Die vier ähnelten Solembum, der einzigen anderen Werkatze, die Eragon in ihrer Tiergestalt gesehen hatte: massige Schultern, lange Gliedmaßen, kurzes dunkles Fell und Schnurrhaare, Pinselohren und ein Schwanz mit schwarzer Spitze, den sie anmutig hin und her zucken ließen.

Grimrr Halbtatze ähnelte jedoch keiner Person und keinem Wesen, das Eragon je gesehen hatte. Mit ungefähr vier Fuß brachte er es auf die gleiche Größe wie ein Zwerg, aber niemand hätte ihn für einen Zwerg oder gar für einen Menschen gehalten. Er hatte ein kleines, spitzes Kinn, breite Wangenknochen und unter nach oben geschwungenen Brauen schräg stehende grüne Augen, umsäumt von flügelähnlichen Wimpern. Vorn hing ihm das zottelige schwarze Haar tief in die Stirn, während es ihm an den Seiten und hinten schwer, glatt und glänzend bis auf die Schultern fiel und der

Mähne seiner Gefährten glich. Das Alter der Werkatze vermochte Eragon nicht zu schätzen.

Die einzigen Kleider, die Grimrr trug, waren eine Weste aus rauem Leder und ein Lendenschurz aus Kaninchenfell. Vorn an seiner Weste hingen etwa ein Dutzend Tierschädel – von Vögeln, Mäusen und anderen kleinen Geschöpfen –, und wenn er sich bewegte, stießen die Schädel mit leisem Klappern gegeneinander. Ein in der Scheide steckender Dolch ragte schräg aus dem Gürtel seines Lendenschurzes hervor. Zahlreiche Narben, dünn und weiß, zeichneten seine nussbraune Haut wie Kratzer einen oft benutzten Stuhl oder Tisch. Und wie sein Name vermuten ließ, fehlten ihm zwei Finger an der linken Hand. Es schien, als seien sie abgebissen worden.

Trotz der Zartheit seiner Züge war Grimrr zweifellos männlichen Geschlechts, wie die harten, sehnigen Muskeln an Armen und Brust, die schmalen Hüften und die federnde Kraft seines Gangs unschwer erkennen ließen.

Während sie gemächlich durch die Halle auf Nasuada zukamen, schien keine der Werkatzen die Menschen zu beachten, die zu beiden Seiten ihres Weges aufgereiht standen und sie beobachteten – bis Grimrr die Kräuterhexe Angela erreichte, die neben Roran stand und mit sechs Nadeln gleichzeitig einen Ringelstrumpf strickte.

Grimrrs Augen wurden schmal, als er die Kräuterhexe erblickte, und die Haare stellten sich ihm auf, genau wie bei seinen vier Wachen. Er zog die Lippen zurück, um zwei Paar geschwungener weißer Reißzähne zu entblößen, und zu Eragons Erstaunen stieß er ein kurzes, lautes Fauchen aus.

Angela sah mit gelangweilter, überheblicher Miene von ihrem Strumpf auf. »*Piep piep*«, sagte sie.

Einen Moment lang dachte Eragon, die Werkatze würde die Kräuterhexe angreifen. Eine dunkle, fleckige Röte überzog Grimrrs Hals und Gesicht, seine Nasenflügel bebten und er bleckte stumm die Zähne. Die anderen Werkatzen duckten sich tief, die Ohren flach an den Kopf gelegt und bereit, sich auf Angela zu stürzen.

Quer durch die Halle hörte Eragon das Schleifen von Klingen, die halb aus ihrer Scheide gezogen wurden.

Grimr fauchte abermals, dann wandte er sich von der Kräutерhexe ab und schritt weiter. Als die letzte Werkatze in der Reihe an Angela vorbeikam, hob sie eine Pfote und schlug verstohlen nach dem Garn, das von Angelas Nadeln herabhing, gerade so, wie eine verspielte Hauskatze es vielleicht getan hätte.

Saphiras Verwirrung war genauso groß wie Eragons. *Piep piep?*, fragte sie.

Er zuckte die Achseln, wobei er vergaß, dass sie ihn nicht sehen konnte. *Wer weiß schon, warum Angela etwas tut oder sagt?*

Schließlich stand Grimr vor Nasuada. Er neigte kaum merklich den Kopf und vermittelte mit seiner Haltung das überlegene, an Arroganz grenzende Selbstbewusstsein, das allein Katzen, Drachen und gewissen hochgeborenen Frauen vorbehalten war.

»Nasuada, Herrin der Varden«, sagte er. Seine Stimme war überraschend tief – eher das leise, hustende Brüllen einer männlichen Wildkatze als die hohen, schrillen Töne des Knaben, dem er ähnlich sah.

Nasuada neigte ihrerseits den Kopf. »König Halbtatze. Ihr seid den Varden höchst willkommen, Ihr und Euer ganzes Volk. Ich muss mich für König Orrins Abwesenheit entschuldigen. Er konnte nicht hier sein, um Euch zu begrüßen, wie es sein Wunsch war, denn er und seine Reiter sind in eben diesem Augenblick damit beschäftigt, unsere Westflanke gegen ein Kontingent von Galbatorix' Truppen zu verteidigen.«

»Natürlich, Nasuada, Herrin der Varden«, erwiderte Grimr. Seine scharfen Zähne blitzten auf, während er sprach. »Man darf seinen Feinden niemals den Rücken zukehren.«

»So ist es ... Und welchem Umstand verdanke ich das unerwartete Vergnügen Eures Besuches, Hoheit? Werkatzen waren schon immer für ihre verborgene und abgeschiedene Lebensweise bekannt und dafür, dass sie sich aus den Konflikten ihrer Zeit heraushalten, vor allem seit dem Untergang der Reiter. Man könnte sogar sagen, dass man die Existenz Euresgleichen im Laufe des vergangenen Jahrhunderts mehr und mehr für eine Legende hielt. Warum habt Ihr Euch nun dafür entschieden, Euch zu zeigen?«

Grimr hob den rechten Arm und zeigte mit einem gekrümmten

Finger, an dessen Ende ein klauenähnlicher Nagel saß, auf Eragon. »Seinetwegen«, knurrte die Werkatze. »Man greift einen anderen Jäger nicht an, ohne seine Schwäche zu kennen, und Galbatorix hat uns die seine offenbart: Er wird Eragon Schattentöter oder Saphira Bjartskular nicht töten. Lange haben wir auf diese Gelegenheit gewartet und wir werden sie ergreifen. Galbatorix wird lernen, uns zu fürchten und zu hassen, und am Ende wird er das Ausmaß seines Irrtums begreifen und erkennen, dass wir für seinen Untergang verantwortlich sind. Und wie süß wird diese Rache schmecken, so süß wie das Mark eines zarten, jungen Wildschweins!

Die Zeit ist gekommen, Mensch, da alle Völker, selbst die Werkatzen, zusammenstehen und Galbatorix beweisen müssen, dass er unseren Kampfswillen nicht gebrochen hat. Wir wollen uns Eurer Armee anschließen, Nasuada, als freie Verbündete, und Euch helfen, dieses Ziel zu erreichen.«

Was Nasuada darüber dachte, wusste Eragon nicht, aber er selbst war beeindruckt von der Ansprache der Werkatze und Saphira ebenfalls.

Nach einer kurzen Pause erwiderte Nasuada: »Eure Worte klingen überaus erfreulich in meinen Ohren, Euer Hoheit. Aber bevor ich Euer Angebot annehmen kann, benötige ich Antworten, die ich von Euch erwarte, wenn Ihr dazu bereit seid.«

Mit unerschütterlich gleichgültiger Miene wedelte Grimrr mit der Hand. »Das bin ich.«

»Euer Volk war *so* verschwiegen und *so* schwer zu finden, dass ich gestehen muss, von Eurer Hoheit erst am heutigen Tag erfahren zu haben. Tatsächlich wusste ich bisher nicht einmal, dass Euer Volk überhaupt einen Herrscher *hat*.«

»Ich bin kein König, wie Eure Könige es sind«, erwiderte Grimrr. »Im Wesentlichen ziehen Werkatzen es vor, allein zu wandeln, doch selbst wir müssen einen Anführer wählen, dem wir folgen können, wenn wir in den Krieg ziehen.«

»Ich verstehe. Sprecht Ihr also im Namen Eures ganzen Volkes oder nur für jene, die mit Euch ziehen?«

Grimrr warf sich in die Brust und seine Miene wurde, falls das überhaupt möglich war, noch selbstzufriedener. »Ich spreche für

alle meiner Art, Nasuada, Herrin der Varden«, schnurrte er. »Jede rüstige Werkatze in Alagaësia, bis auf jene, die Junge säugen, ist hierhergekommen, um zu kämpfen. Wir sind nur wenige, aber niemand ist unserer Wildheit im Kampf ebenbürtig. Ich gebiete außerdem über die Eingestaltler, obwohl ich nicht für sie sprechen kann, denn sie sind ebenso dumm wie andere Tiere. Trotzdem werden sie tun, was wir von ihnen verlangen.«

»Eingestaltler?«, hakte Nasuada nach.

»Jene, die Ihr als Katzen kennt. Jene, die ihre Haut nicht verändern können, wie wir es zu tun pflegen.«

»Und Ihr habt deren Loyalität?«

»Jawohl. Sie bewundern uns ... was nur natürlich ist.«

Wenn das wahr ist, bemerkte Eragon zu Saphira, *könnten sich die Werkatzen als unglaublich wertvoll erweisen.*

Daraufhin wollte Nasuada wissen: »Und was begehrt Ihr von uns als Gegenleistung für Eure Unterstützung, König Halbtatze?« Sie sah Eragon an und lächelte, dann fügte sie hinzu: »Wir können Euch so viel Sahne anbieten, wie Ihr wünscht, aber darüber hinaus sind unsere Mittel begrenzt. Wenn Eure Krieger erwarten, für ihre Mühen entlohnt zu werden, fürchte ich, dass sie bitter enttäuscht sein werden.«

»Sahne ist etwas für Kätzchen und Gold interessiert uns nicht«, entgegnete Grimr. Während er sprach, hob er die rechte Hand und inspizierte mit halb geschlossenen Lidern seine Nägel. »Unsere Bedingungen sind folgende: Jeder von uns erhält einen Dolch, mit dem er kämpfen kann, falls er nicht bereits einen besitzt. Jeder von uns soll zwei maßgefertigte Rüstungen bekommen, eine für die zweibeinige Gestalt und eine für die vierbeinige. Ansonsten benötigen wir keine weitere Ausrüstung: keine Zelte, keine Decken, keine Teller, keine Löffel. Jedem von uns wird pro Tag eine Ente vorgesetzt oder eine Gans, ein Huhn oder ein ähnlicher Vogel, und jeden zweiten Tag bekommen wir eine Schale mit frisch gehackter Leber. Selbst wenn wir uns entscheiden, sie nicht zu verzehren, wird die Mahlzeit für uns bereitgestellt. Außerdem gibt es noch eine Bedingung für den Fall, dass Ihr diesen Krieg gewinnen solltet: Wer immer Euer nächster König oder Eure nächste Königin wird – und

jeder, der danach Anspruch auf diesen Titel erhebt –, wird neben seinem Thron an einem Ehrenplatz ein gepolstertes Kissen liegen haben, auf dem einer von uns sitzen kann, sollte dies unser Wunsch sein.«

»Ihr feilscht wie ein Advokat der Zwerge«, meinte Nasuada trocken. Sie beugte sich zu Jörmundur hinüber und Eragon hörte sie flüstern: »Haben wir genug Leber, um sie alle zu füttern?«

»Ich denke, ja«, erwiderte Jörmundur mit gleichermaßen gesenkter Stimme. »Aber das hängt von der Größe der Schalen ab.«

Nasuada richtete sich wieder auf. »Zwei Rüstungen sind eine zu viel, König Halbtatze. Eure Krieger werden sich entscheiden müssen, ob sie als Katzen oder als Menschen kämpfen wollen, und dann müssen sie an ihrer Entscheidung festhalten. Ich kann es mir nicht leisten, sie für beide Gestalten auszustatten.«

Wenn Grimrr einen Schwanz gehabt hätte, da war Eragon sich sicher, hätte er jetzt hin und her gezuckt. Wie die Dinge lagen, veränderte die Werkatze lediglich ihre Position, als sei es ihr unbehaglich, so lange auf einem Fleck zu stehen. »Also gut, Nasuada, Herrin der Varden.«

»Eines noch. Galbatorix hat überall seine Spione und Mörder. Daher ist eine unabdingbare Voraussetzung für Euren Anschluss an die Varden, dass ihr zustimmt, Euer Gedächtnis von einem unserer Magier prüfen zu lassen. Wir müssen uns davon überzeugen, dass Galbatorix nicht über Euch verfügen kann.«

Grimrr rümpfte die Nase. »Ihr wäret töricht, es nicht zu tun. Wenn jemand mutig genug ist, unsere Gedanken zu lesen, soll er es ruhig tun. Aber nicht sie.« Er drehte sich um und zeigte auf Angela. »Sie auf keinen Fall.«

Nasuada zögerte und Eragon konnte sehen, dass sie gern gefragt hätte, warum, sich jedoch zurückhielt. »So sei es. Ich werde sofort nach Magiern schicken, damit wir diese Angelegenheit ohne Verzug klären können. Wenn wir erfahren haben, was sie herausfinden – und das wird gewiss nichts Unziemliches sein –, wird es mir eine Ehre sein, ein Bündnis zwischen Euch und den Varden zu schließen, König Halbtatze.«

Auf ihre Worte hin brachen alle Menschen in der Halle in Jubel

aus und begannen zu klatschen, Angela eingeschlossen. Selbst die Elfen schienen sich zu freuen.

Die Werkatzen jedoch reagierten überhaupt nicht, sondern legten lediglich – ungehalten wegen des Lärms – die Ohren an.

NACHKLANG

Eragon stöhnte und lehnte sich an Saphira. Die Hände auf die Knie gestützt, glitt er an den höckrigen Schuppen hinunter, bis er auf dem Boden saß, und streckte die Beine vor sich aus.

»Ich habe Hunger!«, rief er.

Er und Saphira saßen im Burghof, abseits der Männer, die sich mühten, ihn freizuräumen – sie schafften Trümmer und Leichen gleichermaßen mit Karren weg –, und ebenso abseits des Stroms der Besucher, die das zerstörte Gebäude betraten oder es verließen. Viele davon waren bei Nasuadas Zusammenkunft mit König Halbtatze zugegen gewesen und gingen jetzt fort, um sich um andere Pflichten zu kümmern. Bloëdhgarm und vier Elfen standen in der Nähe, um jede Gefahr abzuwehren, die dem Drachen und seinem Reiter drohen mochte.

»Hey!«, rief jemand.

Eragon blickte auf und sah Roran vom Tor der Burg herüberkommen. Er hatte Angela im Schlepptau, die beinahe rennen musste, um mit ihm Schritt zu halten, und einige Fäden Wolle ihres Strickzeugs flatterten im Wind hinter ihr her.

»Was hast du jetzt vor?«, fragte Eragon, als Roran vor ihm stehen blieb.

»Ich will helfen, die Stadt zu sichern und die Gefangenen zu versorgen.«

»Aha...« Eragon ließ den Blick über den belebten Burghof schweifen, bevor er ihn wieder auf Rorans zerschundenes Gesicht richtete. »Du hast gut gekämpft.«

»Du auch.«

Eragon wandte seine Aufmerksamkeit nun Angela zu, die wieder strickte. Ihre Finger bewegten sich so schnell, dass er nicht genau feststellen konnte, was sie tat. »*Piep piep?*«, fragte er.

Ein koboldhafter Ausdruck legte sich über ihre Züge und sie schüttelte den Kopf, dass ihre üppigen Locken nur so tanzten. »Eine Geschichte für ein andermal.«

Eragon nahm ihr Ausweichen ohne Klage hin. Er hatte nicht erwartet, dass sie irgendetwas erklären würde. Das tat sie nur selten.

»Und du«, fragte Roran, »was machst du?«

Wir gehen uns etwas zu essen suchen, sagte Saphira und stupste Eragon mit der Schnauze an. Ihr warmer Atem streifte ihn.

Saphiras Stimme ertönte in Rorans Kopf. Er nickte. »Das klingt gut. Dann sehe ich euch heute Abend im Lager.« Als er sich zum Gehen wandte, fügte er hinzu: »Richte Katrina liebe Grüße aus.«

Angela stopfte ihr Strickzeug in einen Flickbeutel, der an ihrer Taille hing. »Ich mache mich dann wohl auch mal auf den Weg. In meinem Zelt habe ich einen Trank angesetzt, um den ich mich kümmern muss, und da ist eine gewisse Werkatze, die ich aufspüren will.«

»Grimrr?«

»Nein, nein – eine alte Freundin von mir: Solebums Mutter. Das heißt, falls sie noch am Leben ist. Was ich sehr hoffe.« Sie hob die Hand an die Stirn, sodass Daumen und Zeigefinger einen Kreis bildeten, und fügte mit übertrieben fröhlicher Stimme hinzu: »Man sieht sich!« Und mit diesen Worten segelte sie davon.

Auf meinen Rücken, befahl Saphira und erhob sich, sodass Eragon keine Lehne mehr hatte.

Er kletterte in den Sattel, der ihr am Halsansatz auf dem Rücken befestigt war, und Saphira entfaltete ihre gewaltigen Flügel mit einem leisen, trockenen Rascheln wie von Haut, die über Haut gleitet. Die Bewegung verursachte einen beinahe lautlosen Windstoß, der sich ausbreitete wie winzige Wellen in einem Teich. Überall im Burghof hielten Leute in der Arbeit inne, um zu ihr hinüberzusehen.

Als Saphira die Flügel über ihren Kopf hob, konnte Eragon das Netz purpurfarbener Adern sehen, das mit jedem mächtigen

Schlag ihres Herzens in den Flügeln pulsierte. Dann kippte die Welt weg, als Saphira mit einem Ruck und einem Brausen vom Burghof auf die Außenmauer sprang, wo sie für einen Moment auf den Zinnen balancierte. Die Steine barsten unter den Spitzen ihrer Klauen.

Eragon packte die Halszacke vor sich, um sich festzuhalten.

Die Welt kippte abermals, als Saphira sich von der Mauer abstieß. Beißender Geschmack und Gestank stürmten auf Eragons Sinne ein und seine Augen brannten, während Saphira durch den dicken Rauch glitt, der wie eine Schicht aus Schmerz, Wut und Gram über Belatona hing.

Saphira schlug zweimal kräftig mit den Flügeln, dann tauchten sie aus dem Rauch auf in den Sonnenschein und schwebten über den Straßen der Stadt, in denen zahlreiche Feuer brannten. Saphira zog große Kreise, hielt die Flügel dabei still und erlaubte so der warmen Luft, sie immer höher hinaufzutragen.

So müde er war, genoss Eragon doch die großartige Aussicht: das grollende Unwetter, das im Begriff stand, ganz Belatona zu verschlingen, leuchtete an seiner vorderen Front weiß und strahlend, während sich dahinter die Gewitterwolken in tintenschwarzen Schatten bauschten, die nichts preisgaben, es sei denn, Blitze zuckten durch sie hindurch. Auch der glänzende See und die vielen Hundert über die Landschaft verteilten kleinen grünen Bauernhöfe nahmen seinen Blick gefangen, aber auf Dauer war nichts so beeindruckend wie das riesige Wolkengebirge.

Eragon war sich wieder einmal bewusst, welches Glück er hatte, die Welt von so hoch oben sehen zu dürfen. Nur wenige bekamen je die Chance, einen Drachen zu fliegen.

Mit einer leichten Bewegung ihrer Flügel begann Saphira abwärtszugleiten, auf die Reihen grauer Zelte zu, aus denen das Lager der Varden bestand.

Ein starker, böiger Westwind kam auf und kündigte die unmittelbar bevorstehende Ankunft des Gewitters an. Eragon lehnte sich vor und schlang die Hände fester um die Zacke an Saphiras Hals. Er sah glänzende Wellen über die Felder unter ihm rasen, als die Halme sich unter der Wucht des aufkommenden Sturms beugten.

Das tanzende Gras erinnerte ihn an das Fell einer großen grünen Bestie.

Ein Pferd wieherte, als Saphira über die Reihen der Zelte zu der Lichtung schwebte, die für sie reserviert war. Eragon erhob sich halb im Sattel, während Saphira die Flügel ausbreitete und das Tempo verringerte, bis sie beinahe über der aufgerissenen Erde stand. Der Aufprall ihrer Landung riss Eragon trotzdem nach vorn.

Tut mir leid, sagte sie. Ich habe versucht, so sanft zu landen, wie ich konnte.

Ich weiß.

Noch während er absaß, bemerkte Eragon, dass Katrina auf ihn zugeeilt kam. Das lange kastanienbraune Haar wirbelte um ihr Gesicht, während sie über die Lichtung lief, und der Sturm enthüllte die Wölbung ihres wachsenden Bauches trotz der Lagen ihres Kleides ganz deutlich.

»Was gibt es Neues?«, rief sie und Sorge stand ihr deutlich ins Gesicht geschrieben.

»Du hast von den Werkätzen gehört ...?«

Sie nickte.

»Davon abgesehen gibt es im Grunde nichts Neues. Roran geht es gut. Er lässt dich lieb grüßen.«

Ihre Miene entspannte sich, aber ihre Sorge löste sich nicht zur Gänze auf. »Dann ist alles in Ordnung mit ihm?« Sie deutete auf den Ring, den sie am Mittelfinger ihrer linken Hand trug, einen der beiden Ringe, die Eragon für sie und Roran verzaubert hatte, damit sie immer wussten, wenn der andere in Gefahr war. »Ich dachte, ich hätte etwas gespürt, ungefähr vor einer Stunde. Und ich hatte Angst, dass ...«

Eragon schüttelte den Kopf. »Roran wird es dir erzählen. Er hat ein paar Schrammen und blaue Flecke abbekommen, aber davon abgesehen geht es ihm gut. Allerdings hat er mich fast zu Tode erschreckt.«

Katrinas besorgter Ausdruck verstärkte sich. Dann lächelte sie, was sie sichtlich Mühe kostete. »Zumindest bist du in Sicherheit. Ihr beide.«

Sie trennten sich und Eragon und Saphira gingen zu einem der

großen Zelte neben den Kochfeuern der Varden. Dort taten sie sich an Fleisch und Met gütlich, während der Wind heulte und Regenschauer auf die im Sturm schlagenden Zeltbahnen eindroschen.

Als Eragon in eine Scheibe gebratenen Schweinebauch biss, fragte Saphira: *Ist es knusprig? Ist es gut?*

»Mm«, machte Eragon, dem der Bratensaft das Kinn hinunterlief.

DIE ERINNERUNGEN DER TOTEN

Galbatorix ist wahnsinnig und daher unberechenbar, aber seine Gedankengänge haben Lücken, die andere nicht haben. Wenn du sie findest, Eragon, dann könnt ihr ihn vielleicht vernichten.«

Mit ernster Miene ließ Brom die Pfeife sinken. »Ich hoffe, ihr schafft es. Mein größter Wunsch ist, dass ihr beide, du und Saphira, ein langes, erfolgreiches Leben führt, ohne Angst vor Galbatorix und dem Imperium. Ich wünschte, ich könnte euch vor allen Gefahren beschützen, die euch bedrohen, aber leider liegt das nicht in meiner Macht. Ich kann dir nur meine Ratschläge geben und dir jetzt so viel wie möglich beibringen, solange ich noch da bin ... mein Sohn. Was auch geschieht, du sollst immer wissen, dass ich dich liebe, und das hat auch deine Mutter getan. Mögen die Sterne über dich wachen, Eragon Bromsson.«

Die Erinnerung verblasste und Eragon öffnete die Augen. Über ihm hing das Zeltdach tief durch, so schlaff wie ein leerer Wasserschlauch, nachdem ihm der inzwischen weitergezogene Sturm übel mitgespielt hatte. Ein Wassertropfen fiel aus dem Bauch einer Falte der Zeltbahn, traf seinen rechten Oberschenkel, durchweichte seine Beinkleider und kühlte die Haut darunter. Er wusste, dass er die Abspannseile des Zeltes würde straffen müssen, aber er hatte keine Lust, sein Feldbett zu verlassen, geschweige denn, nach draußen zu gehen.

Und Brom hat dir nie etwas über Murtagh erzählt? Er hat dir nie gesagt, dass Murtagh und ich Halbbrüder sind?

Saphira, die zusammengerollt draußen vor dem Zelt lag, antwor-

tete: *Auch wenn du immer aufs Neue fragst, ändert das nichts an meiner Antwort.*

Aber warum hat er es nicht getan? Warum nicht? Er muss doch von Murtagh gewusst haben. Es ist unmöglich, dass er es nicht gewusst hat.

Es dauerte ein Weilchen, bis Saphira reagierte. Brom hatte immer seine Gründe, aber wenn ich raten müsste, würde ich vermuten, er hielt es für wichtiger, dir zu sagen, wie viel du ihm bedeutest, und dir so viele gute Ratschläge mit auf den Weg zu geben, wie er nur konnte, als seine Zeit damit zu vergeuden, über Murtagh zu reden.

Aber er hätte mich warnen können! Ein paar Worte hätten genügt.

Ich kann nicht mit Bestimmtheit sagen, was ihn angetrieben hat, Eragon. Du musst akzeptieren, dass es, was Brom betrifft, einige Fragen gibt, die du niemals wirst beantworten können. Vertraue auf seine Liebe zu dir und lass dich von solchen Sorgen nicht beunruhigen.

Eragon hatte die Hände auf den Bauch gelegt und starrte seine Daumen an. Er hielt sie nebeneinander, um sie besser vergleichen zu können. Sein linker Daumen hatte mehr Runzeln auf dem Gelenk als der rechte, aber dafür prangte auf dem rechten eine kleine, gezackte Narbe. Er konnte sich nicht daran erinnern, wie er sie sich zugezogen hatte, obwohl es nicht vor dem Agaeti Blödhren, der Blutschwur-Zeremonie, geschehen sein konnte.

Danke, sagte er zu Saphira. Sie hatte ihn seit dem Fall von Feinster Broms Nachricht dreimal sehen und hören lassen und jedes Mal war ihm irgendeine Einzelheit von Broms Rede oder eine Bewegung aufgefallen, die ihm zuvor entgangen war. Diese Erfahrung tröstete und beruhigte ihn, denn es war die Antwort auf eine Frage, die ihn sein Leben lang gequält hatte: den Namen seines Vaters zu kennen und zu wissen, dass er seinem Vater etwas bedeutet hatte.

Saphira nahm seinen Dank mit tiefer Zuneigung entgegen.

Obwohl Eragon gegessen und sich anschließend vielleicht eine Stunde ausgeruht hatte, war seine Erschöpfung noch nicht ganz verfliegen. Aber das hatte er auch nicht erwartet. Er wusste aus Erfahrung, dass es Wochen dauern konnte, sich vollkommen von den

schwächenden Nachwirkungen eines langen und harten Kampfes zu erholen. Je näher die Varden Urú'baen kamen, desto weniger Zeit würden er und alle anderen in Nasuadas Armee haben, um sich vor der jeweils nächsten Schlacht zu erholen. Der Krieg würde sie müde machen, bis sie schließlich blutig und zerschunden sein würden und kaum noch in der Lage, zu kämpfen. Und dann würden sie sich Galbatorix stellen müssen, der in aller Ruhe und Behaglichkeit auf sie gewartet hatte.

Er versuchte, nicht allzu viel darüber nachzudenken.

Ein weiterer kalter Wassertropfen traf sein Bein. Entnervt setzte er sich auf, stemmte sich hoch, ging hinüber zu dem Fleck nackter Erde in einer Ecke des Zelts und kniete sich daneben nieder.

»*Deloi sharjalví!*«, murmelte er, sowie mehrere andere Ausdrücke in der alten Sprache, die notwendig waren, um die Fallen zu entschärfen, die er am vergangenen Tag aufgestellt hatte.

Die Erde begann zu brodeln wie Wasser, das sich dem Siedepunkt nähert, und in der Fontäne von aufgewühlten Steinen, Insekten und Würmern tauchte ein eisenbeschlagenes, anderthalb Fuß langes Kästchen auf. Eragon streckte die Hand aus, ergriff die Schatulle und beendete den Zauber. Der Boden beruhigte sich wieder.

Er stellte die Schatulle auf die jetzt wieder feste Erde. »*Ládrin!*«, flüsterte er und strich mit der Hand über das Schloss, das kein Schlüsselloch besaß. Es sprang mit einem Klicken auf.

Ein schwacher goldener Schimmer erfüllte das Zelt, als er den Deckel der Schatulle öffnete.

Sicher in die mit Samt ausgeschlagene Schatulle eingebettet lag Glaedrs Eldunarí, das Herz der Herzen des Drachen. Der große, juwelenartige Seelenstein glänzte dunkel, wie ein glühendes Stück Kohle. Eragon nahm den Eldunarí, legte beide Hände darum – die unregelmäßigen, scharfkantigen Facetten fühlten sich warm an auf seiner Haut – und starrte in seine pulsierenden Tiefen. Eine Galaxie winziger Sterne wirbelte in der Mitte des Steins, obwohl ihre Bewegung sich verlangsamt hatte und es weniger Sterne zu sein schienen als an jenem Tag, an dem Eragon den Stein in Ellesméra das erste Mal erblickt hatte, nachdem Glaedr ihn ausgespien und ihn Eragon und Saphira anvertraut hatte.

Sein Anblick faszinierte Eragon noch genauso wie am ersten Tag. Er hätte stundenlang dasitzen und den sich ständig ändernden Mustern zusehen können.

Wir sollten es noch einmal versuchen, schlug Saphira vor und er stimmte zu.

Gemeinsam sandten sie ihren Geist aus zu den fernen Lichtern, zu dem Meer aus Sternen, die Glaedrs Bewusstsein verkörperten. Durch Kälte und Dunkelheit segelten sie, dann durch Hitze und Verzweiflung und Gleichgültigkeit, so gewaltig und groß, dass es ihnen den Willen raubte, irgendetwas anderes zu tun, als innezuhalten und zu weinen.

Glaedr ... Elda, riefen sie wieder und wieder, aber es kam keine Antwort, keinerlei Veränderung, nur Gleichgültigkeit.

Schließlich zogen sie sich zurück, außerstande, die erdrückende Last von Glaedrs Elend länger zu ertragen.

Als er zu sich kam, nahm Eragon wahr, dass jemand an den vorderen Pfosten seines Zeltes klopfte, dann hörte er Arya fragen: »Eragon? Darf ich eintreten?«

Er schniefte und blinzelte die Tränen aus den Augen. »Natürlich.«

Das fahle graue Licht des bewölkten Himmels fiel auf ihn, als Arya die Eingangsklappe des Zelts beiseiteschob. Es durchzuckte ihn wie ein Stich, als er in ihre Augen blickte – grün, schräg stehend und undeutbar –, und schmerzliche Sehnsucht erfüllte ihn.

»Hat es irgendwelche Veränderungen gegeben?«, erkundigte sie sich und kniete sich neben ihn. Statt einer Rüstung trug sie dasselbe schwarze Lederhemd, die Hose und die Stiefel mit den dünnen Sohlen, in denen er sie in Gil'ead vorgefunden und gerettet hatte. Ihr Haar war feucht vom Waschen und hing ihr in langen, schweren Strähnen über den Rücken. Der vertraute Duft von frischen Kiefernnadeln umgab sie und Eragon fragte sich, ob sie wohl einen Zauber benutzte, um diesen Duft zu erschaffen, oder ob er ihr von Natur aus anhaftete. Er hätte sie gern gefragt, wagte es jedoch nicht.

Als Antwort auf ihre Frage schüttelte er den Kopf.

»Darf ich?« Sie zeigte auf Glaedrs Herz der Herzen.

Er rückte beiseite. »Bitte.«

Arya legte beide Hände um den Eldunari und schloss die Augen.

Eragon nutzte die Gelegenheit, um sie mit einer Offenheit und Intensität zu mustern, die anderenfalls beleidigend gewesen wäre. In jeder Hinsicht schien sie ihm der Inbegriff der Schönheit zu sein, obwohl er wusste, dass andere vielleicht sagen würden, ihre Nase sei zu lang, ihr Gesicht zu kantig, ihre Ohren seien zu spitz oder ihre Arme zu muskulös.

Arya sog scharf die Luft ein und riss die Hände weg von dem Seelenstein, als habe sie sich daran verbrannt. Dann ließ sie den Kopf sinken und Eragon sah, dass ihr Kinn kaum merklich zitterte. »Er ist das unglücklichste Geschöpf, dem ich je begegnet bin ... Ich wollte, wir könnten ihm helfen. Ich denke nicht, dass er instande ist, allein den Weg aus der Dunkelheit zu finden.«

»Meinst du ...« Eragon zögerte. Er wollte seinen Verdacht erst nicht in Worte fassen, doch dann fuhr er fort: »Meinst du, er wird wahnsinnig?«

»Er ist es vielleicht bereits. Wenn nicht, trennt ihn nur noch ein schmaler Grat vom Wahnsinn.«

Trauer übermannte Eragon, während sie beide den goldenen Stein betrachteten.

Als er sich endlich wieder dazu durchringen konnte, zu sprechen, fragte er: »Wo ist der Dauthdaert?«

»Ich habe ihn in meinem Zelt versteckt, so wie du Glaedrs Eldunari. Ich kann ihn hierherbringen, wenn du willst, oder ich kann ihn weiter beschützen, bis du ihn brauchst.«

»Behalte ihn. Ich kann ihn nicht mit mir herumtragen, weil Galbatorix dann vielleicht von seiner Existenz erfahren würde. Außerdem wäre es töricht, so viele Schätze an einem einzigen Ort aufzubewahren.«

Sie nickte.

Der Schmerz in Eragon wuchs. »Arya, ich ...«

Er brach ab, als Saphira einen der Söhne des Schmieds Horst auf das Zelt zukommen sah. Es war Albriech, glaubte er, obwohl es schwierig war, ihn von seinem Bruder Baldor zu unterscheiden, weil Saphiras Sicht für ihn leicht verzerrt wirkte. Eragon war erleichtert,

dass er unterbrochen wurde, da er nicht gewusst hatte, was er hätte sagen sollen.

»Es kommt jemand«, sagte er und schloss den Deckel der Schatulle.

Laute, platschende Schritte erklangen im Matsch draußen. Dann rief Albriech, denn er war es tatsächlich: »Eragon! Eragon!«

»Was gibt es?«

»Bei meiner Mutter haben die Wehen eingesetzt! Vater schickt mich, es dir zu sagen und dich zu fragen, ob du mit ihm warten kannst, für den Fall, dass etwas schiefgeht und deine magischen Fähigkeiten benötigt werden. Bitte, wenn du kannst ...«

Was immer er sonst noch sagte, Eragon hörte es nicht mehr. Hastig verriegelte er die Schatulle und vergrub sie. Dann warf er sich seinen Umhang um die Schultern und nestelte gerade an der Schließe herum, als Arya seinen Arm berührte und fragte: »Darf ich dich begleiten? Ich habe einige Erfahrung in solchen Dingen. Wenn deine Leute es mir erlauben, kann ich ihr die Geburt leichter machen.«

Eragon zögerte nicht, sondern deutete auf den Zelteingang. »Nach dir.«

ARBEIT FÜR EINEN MANN

Jedes Mal wenn Roran die Füße hob, blieb der Matsch an seinen Stiefeln kleben, sodass er nur ziemlich langsam vorankam und seine sowieso schon müden Beine vor Anstrengung brannten. Es fühlte sich an, als würde der Boden versuchen, ihm die Schuhe auszuziehen. Und der Morast war nicht nur zäh, sondern auch glitschig. Er gab immer gerade dann unter Rorans Fersen nach, wenn er besonders unsicher stand. Noch dazu war er tief.

Der ständige Strom von Menschen, Tieren und Wagen auf diesem Weg hatte die oberste Schicht Erde in einen fast unpassierbaren Schlamm verwandelt. Einige Flecken zertrampelten Grases waren noch an den Rändern des Weges stehen geblieben – der direkt durch das Lager der Varden führte –, aber Roran vermutete, dass auch sie bald verschwinden würden, weil sich jetzt jeder bemühte, die tief durchweichte Mitte zu meiden.

Roran versuchte nicht einmal, den Morast zu umgehen. Es scherte ihn nicht länger, ob seine Kleider schmutzig wurden. Davon abgesehen war er so erschöpft, dass es einfacher schien, weiter in die gleiche Richtung zu trotten, als sich Gedanken darum zu machen, wie er von einer Grasinsel zur nächsten gelangte.

Während er so dahinstolperte, dachte Roran über Belatona nach. Seit Nasuadas Audienz für die Werkatzen hatte er eine Kommandantur im nordwestlichen Viertel der Stadt errichtet und sein Bestes getan, die Kontrolle über das Gebiet zu erlangen, indem er Männer abstellte, Brände zu löschen, in den Straßen Barrikaden zu errichten, die Häuser nach Soldaten zu durchsuchen und Waffen zu beschlagnahmen. Es war eine ungeheuer schwere Aufgabe und

er verlor allmählich die Hoffnung, dass er alles Nötige bewerkstelligen konnte. Er befürchtete, dass in der Stadt wieder Kämpfe ausbrechen könnten. *Ich hoffe, diese Idioten schaffen es, sich die Nacht über nicht umbringen zu lassen.*

Seine linke Seite pochte so stark, dass er die Zähne zusammenbiss und den Atem scharf einsog.

Verfluchter Feigling.

Irgendwer hatte vom Dach eines Gebäudes aus mit einer Armbrust auf ihn geschossen. Nur ein glücklicher Zufall hatte ihn gerettet. Einer seiner Männer, Mortenson, war genau in dem Moment vor ihn getreten, als der Angreifer den Schuss ausgelöst hatte. Der Bolzen hatte Mortensons Oberkörper vollständig durchschlagen und immer noch genug Wucht gehabt, um Roran eine unangenehme Prellung zu bescheren. Mortenson war auf der Stelle tot gewesen, und wer immer den Bolzen abgeschossen hatte, war entkommen.

Fünf Minuten später hatte irgendeine Explosion – wahrscheinlich magischer Natur – zwei weitere seiner Männer getötet, als sie einen Stall überprüft hatten, um einem verdächtigen Geräusch auf den Grund zu gehen.

Soviel Roran wusste, kam es überall in der Stadt zu solchen Angriffen. Zweifellos steckten hinter vielen davon Galbatorix' Agenten. Aber auch die Bewohner von Belatona selbst waren dafür verantwortlich: Männer und Frauen, die es nicht ertragen konnten, tatenlos zuzusehen, wie eine fremde Armee die Herrschaft über ihre Stadt übernahm, ganz gleich wie ehrenwert die Absichten der Varden auch sein mochten. Roran konnte die Leute verstehen, die ihre Familie verteidigen wollten, aber gleichzeitig verfluchte er sie, weil sie so stur waren, um zu begreifen, dass die Varden ihnen helfen und nicht schaden wollten.

Er kratzte sich am Bart, während er darauf wartete, dass ein Zwerg ein schwer beladenes Pony aus dem Weg zog, dann watete er weiter durch den Morast.

Als er ihrem Zelt näher kam, sah er Katrina über eine Wanne mit Seifenwasser gebeugt stehen, in der sie auf einem Waschbrett einen blutbefleckten Verband schrubbte. Sie hatte sich die Ärmel bis über die Ellbogen hochgekrempt und das Haar zu einem wirren Kno-

ten zurückgebunden; ihre Wangen waren gerötet von der Arbeit, aber in seinen Augen hatte sie noch nie so schön ausgesehen. Bei ihr fand er Trost – Trost und Zuflucht – und allein ihr Anblick half ihm, die dumpfe Leere, die ihn gepackt hatte, nicht mehr so stark zu spüren.

Sie bemerkte ihn und ließ ihre Wäsche augenblicklich stehen und liegen, um ihm entgegenzueilen. Dabei trocknete sie sich die ro-sigen Hände an ihrem Kleid ab. Roran wappnete sich gegen den Schmerz, als sie sich auf ihn stürzte und die Arme um seine Brust schlang. Seine Seite brannte und er gab ein kurzes Stöhnen von sich.

Katrina lockerte ihren Griff und lehnte sich stirnrunzelnd zurück. »Oh! Habe ich dir wehgetan?«

»Nein ... nein. Ich hab nur ein paar Schürfwunden.«

Sie stellte keine weiteren Fragen, sondern umarmte ihn erneut, sanfter diesmal, und Tränen glänzten in ihren Augen, als sie zu ihm auf sah. Er fasste sie um die Taille, beugte sich vor und küsste sie, unaussprechlich dankbar, dass es sie gab.

Sie legte seinen linken Arm um ihre Schultern und er ließ es zu, dass sie ihn auf dem Weg bis zum Zelt stützte. Mit einem Seufzen ließ Roran sich auf dem Baumstumpf nieder, der ihnen als Stuhl diente. Katrina hatte ihn neben das kleine Feuer gestellt, das sie geschürt hatte, um das Waschwasser zu erhitzen, und über dem jetzt in einem Kessel ein Eintopf köchelte.

Katrina füllte etwas davon in eine Schale und reichte sie ihm. Dann holte sie ihm aus dem Zelt einen Krug Bier und einen Teller mit einem halben Laib Brot und einem Stück Käse.

»Brauchst du sonst noch irgendetwas?«, fragte sie mit ungewöhnlich heiserer Stimme.

Er antwortete nicht, sondern umfasste ihre Wange und streichelte zweimal mit dem Daumen darüber. Sie lächelte zitternd, legte eine Hand auf seine, kehrte dann zu ihrer Wäsche zurück und begann mit frischer Kraft zu schrubbyen.

Roran starrte das Essen lange an, bevor er den ersten Bissen nahm. Er war immer noch so angespannt, dass er fürchtete, es könne ihm nicht bekommen. Nach einigen Bissen Brot kehrte sein

Appetit jedoch zurück und er machte sich eifrig über den Eintopf her.

Als er aufgegessen hatte, stellte er das Geschirr auf den Boden, trank noch einen Schluck Bier und hielt dann die Hände übers Feuer, um sie zu wärmen.

»Wir haben das Krachen gehört, als die Mauern eingestürzt sind«, berichtete Katrina, während sie einen Verband auswring. »Sie haben nicht lange standgehalten.«

»Nein ... es ist sehr hilfreich, einen Drachen auf seiner Seite zu haben.«

Roran betrachtete Katrinas Bauch, während sie den Verband über eine provisorische Wäscheleine hängte, die von der Spitze ihres Zeltes hinüber zu einem Nachbarzelt gespannt war. Jedes Mal wenn er an das Kind dachte, das Kind ihrer Liebe, war er unglaublich stolz, aber zugleich hatte er auch Angst. Wie konnte er hoffen, ihrem Kind ein sicheres Zuhause zu bieten? Und falls der Krieg bis zu ihrer Niederkunft nicht vorbei wäre, hatte Katrina vor, allein nach Surda zu gehen, wo sie ihr Kind in relativer Sicherheit würde großziehen können.

Ich darf sie nicht verlieren, nicht noch einmal.

Katrina tauchte einen weiteren Verband in die Wanne. »Und die Kämpfe in der Stadt?«, fragte sie, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen. »Wie sind sie gelaufen?«

»Wir mussten um jeden Fußbreit Boden kämpfen. Selbst Eragon hatte Schwierigkeiten.«

»Die Verwundeten haben von Wurfmaschinen auf Rädern gesprochen.«

»Ja.« Roran nahm einen Schluck Bier, bevor er rasch erzählte, wie die Varden in Belatona vorgerückt waren und welche Rückschläge sie dabei hatten hinnehmen müssen. »Wir haben heute zu viele Männer verloren, aber es hätte schlimmer kommen können. Viel schlimmer. Jörmundur und Hauptmann Martland haben den Angriff gut geplant.«

»Aber ohne dich und Eragon hätte ihr Plan nicht funktioniert. Du hast dich wirklich wacker geschlagen.«

Roran lachte kurz auf. »Ha! Und weißt du, wie das kommt? Ich

werde es dir verraten. Kaum einer von zehn Männern ist tatsächlich bereit, den Feind anzugreifen. Eragon bekommt das nicht mit. Er ist immer an vorderster Front und reißt die Soldaten mit. Aber ich sehe es. Die meisten Männer halten sich zurück und kämpfen nur dann, wenn sie in die Enge getrieben werden. Oder sie fuchteln mit den Armen und machen eine Menge Lärm, tun aber nicht wirklich etwas.«

Katrina starrte ihn entsetzt an. »Wie kann das sein? Sind sie solche Feiglinge?«

»Ich weiß es nicht. Ich denke ... Ich denke, dass sie es vielleicht einfach nicht über sich bringen, einem Mann in die Augen zu sehen und ihn zu töten. Andererseits scheint es ihnen keine Schwierigkeiten zu bereiten, Soldaten niederzumetzeln, die ihnen den Rücken zukehren. Also warten sie darauf, dass andere tun, wozu sie nicht in der Lage sind. Sie warten auf Leute wie mich.«

»Meinst du, Galbatorix' Männer sind genauso zögerlich?«

Roran zuckte die Achseln. »Vielleicht. Andererseits haben sie keine andere Wahl, als Galbatorix zu gehorchen. Wenn er ihnen befiehlt zu kämpfen, dann kämpfen sie.«

»Nasuada könnte das Gleiche tun. Sie könnte ihre Magier Zauber wirken lassen, die sicherstellen, dass niemand seine Pflicht vernachlässigt.«

»Was würde sie dann noch von Galbatorix unterscheiden? Das würden die Varden auf keinen Fall zulassen.«

Katrina ließ ihre Wäsche stehen, trat zu ihm und küsste ihn auf die Stirn. »Ich bin froh, dass du tust, was du tun musst«, flüsterte sie. Sie kehrte zu der Wanne zurück und begann, einen weiteren Streifen verschmutztes Leinen über das Waschbrett zu ziehen. »Ich habe vor ein paar Stunden etwas gespürt, durch den Ring... ich dachte schon, dir sei vielleicht etwas zugestoßen.«

»Ich war mitten im Kampfgetümmel. Es würde mich nicht überraschen, wenn du alle paar Minuten etwas gespürt hättest.«

Die Arme im Wasser, hielt sie inne. »Bis heute habe ich noch nie etwas gespürt.«

Er griff noch einmal zu seinem Bierkrug und leerte ihn – ein schwacher Versuch, das Unvermeidliche hinauszuzögern. Er hatte

gehofft, ihr die Einzelheiten seines Missgeschicks in der Burg ersparen zu können, aber sie würde keine Ruhe geben, bis sie die Wahrheit erfuhr. Der Versuch, es zu verschweigen, würde nur dazu führen, dass sie sich noch etwas viel Schlimmeres vorstellte als das, was tatsächlich geschehen war. Außerdem war es ohnehin zwecklos, es für sich behalten zu wollen, da die Schilderungen der Ereignisse schon bald bei den Varden die Runde machen würden.

Also erzählte er es ihr. Er gab ihr eine kurze Zusammenfassung und versuchte den Einsturz der Mauer eher wie einen kleinen Unfall darzustellen und nicht wie etwas, was ihn beinahe umgebracht hatte. Trotzdem fiel es ihm schwer, darüber zu reden, und er sprach stockend, immer wieder auf der Suche nach den richtigen Worten. Als er zum Ende kam, verfiel er in Schweigen, da die Erinnerung ihn doch noch ziemlich aufwühlte.

»Wenigstens bist du nicht verletzt worden«, meinte Katrina.

Er fuhr an einem Sprung am Rand des Krugs entlang. »Stimmt.«

Das Schwappen des Wassers verstummte und er spürte, wie ihr Blick schwer auf ihm lastete. »Du hast früher schon viel größeren Gefahren ins Auge gesehen.«

»Ja... vermutlich.«

Ihre Stimme wurde sanfter. »Was ist es dann?« Als er nicht antwortete, fügte sie hinzu: »Nichts ist so schrecklich, dass du es mir nicht erzählen kannst, Roran. Das weißt du.«

Sein rechter Daumennagel riss ein, als er wieder an dem Krug herumspielte. »Ich dachte, ich würde sterben, als die Mauer einstürzte.«

»Jeder hätte das gedacht.«

»Ja, schon. Die Sache ist nur, dass es mir *egal* war.« Gequält sah er sie an. »Verstehst du nicht? *Ich habe aufgegeben*. Als mir klar wurde, dass ich nicht fliehen konnte, habe ich es so widerspruchslos hingenommen wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und ich...« Nicht instande fortzufahren, ließ er den Krug fallen und verbarg das Gesicht in den Händen. Es schnürte ihm die Kehle zu und das Atmen fiel ihm schwer. Da spürte er Katrinas Finger leicht auf seinen Schultern. »Ich habe aufgegeben«, knurrte er, wütend und angewidert von sich selbst. »Ich habe ein-

fach aufgehört zu kämpfen ... für dich ... für unser Kind.« Seine Stimme brach.

»Scht, scht«, murmelte sie.

»Ich habe noch nie zuvor aufgegeben. Kein einziges Mal ... Auch nicht, als die Ra'zac dich geholt haben.«

»Ich weiß, dass du nicht aufgegeben hast.«

»Dieses Kämpfen muss ein Ende haben. So kann es nicht weitergehen ... Ich kann nicht ... Ich ...« Er hob den Kopf und sah erschrocken, dass auch sie den Tränen nah war. Sogleich stand er auf, legte die Arme um sie und zog sie an sich. »Es tut mir leid«, flüsterte er. »Es tut mir leid. Es tut mir leid. Es tut mir leid ... Es wird nicht wieder vorkommen. Nie wieder. Ich verspreche es.«

»Das ist mir gleich«, erwiderte sie, ihre Stimme gedämpft an seiner Schulter.

Ihre Antwort traf ihn. »Ich weiß, ich war schwach, aber mein Wort sollte dir doch etwas wert sein.«

»Das habe ich nicht gemeint!«, rief sie aus, wich zurück und sah ihn anklagend an. »Du bist manchmal so ein Narr, Roran.«

Er lächelte schwach. »Ich weiß.«

Sie verschränkte die Hände in seinem Nacken. »Ich würde kein bisschen weniger von dir halten, ganz gleich was du empfunden hast, als die Mauer einstürzte. Nur eines zählt: dass du noch lebst ... In diesem Moment gab es nichts, was du hättest tun können, oder?«

Er schüttelte den Kopf.

»Dann gibt es nichts, wofür du dich schämen musst. Wenn du die Möglichkeit gehabt hättest, etwas dagegen zu tun oder davonzulaufen, und du hättest sie nicht genutzt, dann hätte ich die Achtung vor dir verloren. Aber du hast getan, was du konntest, und als du nichts mehr tun konntest, hast du Frieden mit deinem Schicksal geschlossen und nicht endlos deswegen gejamert. Das ist Weisheit, keine Schwäche.«

Er senkte den Kopf und küsste sie auf die Stirn. »Danke.«

»Und für mich bist du der tapferste, stärkste und gütigste Mann in ganz Alagaësia.«

Diesmal küsste er sie auf den Mund. Anschließend lachte sie kurz auf und löste damit alle aufgestaute Anspannung. Sie hielten

sich in den Armen und wiegten sich, als tanzten sie zu einer Melodie, die nur sie hören konnten.

Schließlich versetzte Katrina ihm einen scherzhaften Stoß und ging zurück zu ihrer Wäsche, während Roran sich wieder auf den Baumstumpf setzte, zum ersten Mal seit der Schlacht glücklich – trotz seiner zahlreichen Blessuren und Schmerzen.

Er beobachtete Männer, Pferde und den einen oder anderen Zwerg oder Urgal, die an ihrem Zelt vorbeitrotteten, wobei er ihre Wunden und den Zustand ihrer Waffen und ihrer Rüstung vermerkte. Er versuchte, die allgemeine Stimmungslage der Varden einzuschätzen. Er kam zu dem Schluss, dass zum einen alle außer den Urgals ordentlich Schlaf und eine anständige Mahlzeit brauchten und dass zum andern alle, die Urgals eingeschlossen – insbesondere die Urgals – von Kopf bis Fuß mit einer Bürste aus Wildschweinborsten und mehreren Eimern Seifenwasser abgeschrubbt werden müssten.

Er beobachtete auch Katrina und bemerkte, wie ihre anfänglich gute Laune, während sie weiterarbeitete, allmählich schwand und sie immer gereizter wurde. Sie schrubhte und schrubhte an mehreren Flecken, aber mit wenig Erfolg. Sie sah finster drein und begann leise und verärgert zu stöhnen.

Nachdem sie den Stoff gegen das Waschbrett geschlagen hatte, sodass schaumiges Wasser mehrere Fuß hoch aufgespritzt war, und schließlich mit fest zusammengepressten Lippen an der Wanne lehnte, sprang Roran von seinem Baumstumpf auf und trat zu ihr.

»Komm, lass mich das machen«, sagte er.

»Das gehört sich nicht«, murmelte sie.

»Unsinn. Geh und setz dich. Ich mach das fertig... Geh nur.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Du solltest derjenige sein, der sich ausruht, nicht ich. Außerdem ist das hier keine Arbeit für einen Mann.«

Er schnaubte geringschätzig. »Wer sagt das? Arbeit für einen Mann oder für eine Frau? Das ist immer genau das, was gerade getan werden muss. Jetzt geh und setz dich. Du wirst dich besser fühlen, wenn du erst mal sitzt.«

»Roran, mir geht es gut.«

»Sei nicht albern.« Er versuchte, sie sanft von der Wanne wegzuschieben, aber sie wollte nicht nachgeben.

»Es ist nicht recht«, protestierte sie. »Was sollen die Leute denken?« Sie deutete auf die Männer, die auf dem schlammigen Pfad an ihrem Zelt vorbeieilten.

»Sie sollen denken, was sie wollen. Ich habe dich geheiratet, nicht sie. Wenn sie glauben, ich sei kein richtiger Mann, weil ich dir helfe, dann sind sie Narren.«

»Aber ...«

»Nichts aber. Na los! Weg da.«

»Aber ...«

»Ich werde nicht mit dir streiten. Wenn du dich nicht hinsetzt, trage ich dich hin und binde dich an diesem Baumstumpf fest.«

Jetzt sah sie ihn nicht mehr grimmig an, sondern verwundert. »Tatsächlich?«

»Ja. Und jetzt geh!« Während sie widerstrebend ihren Platz an der Wanne räumte, schnaubte er verärgert. »Du bist verdammt stur, was?«

»Das sagt der Richtige. Von dir könnte selbst ein Maultier noch das eine oder andere lernen.«

»Ich doch nicht. Ich bin nicht stur.« Er löste seinen Gürtel, zog sein Kettenhemd aus, hängte es an den vorderen Pfosten des Zeltes und krepelte dann die Ärmel seines Wamses hoch. Die Luft war kühl und die Verbände waren klamm – sie hatten die ganze Zeit auf dem Waschbrett gelegen –, aber es machte ihm nichts aus, denn das Wasser war warm und schon bald war der Stoff es auch wieder. Schaumige Hügel schillernder Bläschen wuchsen um seine Handgelenke in die Höhe, während er den Stoff über die volle Länge des rauen Bretts schob und rieb. Er sah zu Katrina hinüber und freute sich, dass sie sich auf dem Baumstumpf ausruhte, zumindest soweit man sich auf einem so groben Teil überhaupt ausruhen konnte.

»Willst du einen Becher Kamillentee?«, fragte sie. »Gertrude hat mir heute Morgen eine Handvoll frische Blüten gegeben. Ich kann uns eine Kanne aufbrühen.«

»Das wäre schön.«

Ein kameradschaftliches Schweigen stellte sich zwischen ihnen

ein, während Roran weiter die restliche Wäsche wusch. Die Aufgabe hatte etwas angenehm Eintöniges. Er genoss es, mit seinen Händen etwas anderes zu tun, als seinen Hammer zu schwingen, und die Nähe zu Katrina verschaffte ihm ein Gefühl tiefer Befriedigung.

Er war gerade dabei, das letzte Stück Wäsche auszuwringen, und neben Katrina wartete schon sein frisch eingeschenkter Tee, als jemand von der anderen Seite des Weges über das geschäftige Treiben hinweg ihre Namen rief. Roran brauchte einen Moment, um zu erkennen, dass es Baldor war, der durch den Schlamm auf sie zugerannt kam, wobei er sich zwischen Männern und Pferden hindurchschlängelte. Er trug eine löchrige Lederschürze und schwere Handschuhe, die bis zu den Ellenbogen reichten und mit Ruß verschmiert waren. Sie waren so abgegriffen, dass die Finger hart, glatt und glänzend waren wie poliertes Schildpatt. Ein Streifen abgerissenen Leders hielt sein struppiges dunkles Haar zurück und zwischen seinen Brauen stand eine Falte. Baldor war kleiner als sein Vater und sein älterer Bruder, aber im Vergleich zu jedem anderen war er immer noch groß und sehr muskulös, was er der Tatsache verdankte, dass er seine Kindheit damit verbracht hatte, seinem Vater in der Schmiede zu helfen. Keiner der drei – Horst, Albrich und Baldor – hatte an diesem Tag gekämpft. Begabte Schmiede waren üblicherweise zu wertvoll, um sie in der Schlacht in Gefahr zu bringen. Doch Roran wünschte sich manchmal, Nasuada würde sie kämpfen lassen, denn sie waren alle drei fähige Krieger und Roran wusste, dass er sich selbst in den gefährlichsten Situationen auf sie verlassen konnte.

Roran legte die Wäsche beiseite, trocknete sich die Hände und fragte sich, was wohl passiert war. Katrina erhob sich von dem Baumstumpf und trat zu ihm an die Wanne.

Als Baldor sie erreichte, mussten sie noch einige Augenblicke warten, bis er wieder zu Atem gekommen war. Dann stieß er eilig hervor: »Kommt schnell. Bei Mutter haben gerade die Wehen eingesetzt und ...«

»Wo ist sie?«, fragte Katrina scharf.

»In unserem Zelt.«

Sie nickte. »Wir kommen, so schnell wir können.«

Dankbar sah Baldor sie an, drehte sich um und rannte wieder davon.

Während Katrina in ihr Zelt ging, goss Roran den Inhalt der Wanne über das Feuer und löschte es so. Das brennende Holz zischte und knackte unter der Flut und anstelle von Rauch stieg eine Dampfwolke auf und erfüllte die Luft mit einem unangenehmen Geruch.

Schrecken und Aufregung beschleunigten Rorans Handgriffe. *Hoffentlich stirbt sie nicht*, dachte er und erinnerte sich daran, was die Frauen über Elains Alter und ihre schon zu lange dauernde Schwangerschaft gesagt hatten. Sie war immer freundlich zu ihm und Eragon gewesen und er hatte sie gern.

»Bist du so weit?«, fragte Katrina, als sie aus dem Zelt kam und sich noch einen blauen Schal um Kopf und Hals schlang.

Er griff nach seinem Gürtel und seinem Hammer. »Ja. Gehen wir.«

DER PREIS DER MACHT

Bitte sehr, Herrin. Die werdet Ihr nicht mehr brauchen. Und ich würde sagen, gut, dass Ihr sie los seid.«
Mit einem leisen Rascheln glitt das Leinen von Nasuadas Unterarmen, als ihre Magd Farica ihr den letzten Verband abnahm. Nasuada hatte diese Verbände seit dem Tag getragen, an dem sie und der Feldherr Fadawar einander der Probe der Langen Messer unterzogen hatten.

Nasuada hatte unverwandt und reglos einen langen, zerlumpten Wandteppich voller Löcher angestarrt, während Farica ihrer Pflicht nachging. Dann wappnete sie sich innerlich und senkte langsam den Blick. Seit ihrem Sieg bei der Probe der Langen Messer hatte sie sich geweigert, ihre Wunden noch einmal anzuschauen. Noch frisch, waren sie ihr so grauenvoll erschienen, dass sie ihren Anblick nicht mehr ertragen hätte, bevor sie nicht vollständig verheilt waren.

Die Narben waren asymmetrisch: Sechs zogen sich schräg über die Innenseite ihres linken Unterarms, drei über ihren rechten. Alle Narben waren drei bis vier Zoll lang und schnurgerade – bis auf die unterste an ihrem rechten Arm. Bei diesem letzten Schnitt war ihre Selbstbeherrschung ins Wanken geraten und sie war mit dem Messer abgerutscht. Es hatte eine gezackte Linie in ihr Fleisch gerissen, die fast doppelt so lang war wie die anderen Schnitte. Die Haut rund um die Narben war rosig und wulstig, während die Narben selbst nur ein klein wenig heller waren als der Rest ihrer Haut. Dafür war sie dankbar. Sie hatte befürchtet, dass am Ende weiße und silbrige Stellen zurückbleiben würden, die sich auffällig abzeichneten. Die Narben waren leicht erhaben und bildeten harte

Fleischwülste, die aussahen, als hätte man ihr glatte Stahlstäbe unter die Haut geschoben.

Nasuada betrachtete die Male mit zwiespältigen Gefühlen. Ihr Vater hatte sie während ihrer Kindheit und Jugend die Bräuche ihres Volkes gelehrt, aber sie hatte ihr ganzes Leben unter Varden und Zwergen verbracht. Die einzigen Rituale der umherziehenden Stämme, die sie befolgte – und auch die nur unregelmäßig –, hingen mit ihrer Religion zusammen. Sie hatte nie danach gestrebt, den Trommeltanz zu beherrschen oder an der mühsamen Zeremonie der Anrufung der Namen teilzunehmen, noch hatte es sie danach verlangt – das sogar am allerwenigsten –, irgendjemanden in der Probe der Langen Messer zu bezwingen. Und doch stand sie nun hier, immer noch jung und immer noch schön, und trug bereits diese neun großen Narben an ihren Unterarmen. Sie könnte natürlich einem der Magier der Varden befehlen, sie zu entfernen, aber dann würde sie ihren Sieg in der Probe der Langen Messer einbüßen und die umherziehenden Stämme würden ihr die Anerkennung als ihre Lehnsherrin verweigern.

Obwohl sie bedauerte, dass ihre Arme nicht mehr glatt waren und nicht länger die bewundernden Blicke der Männer auf sich ziehen würden, war sie auch stolz auf die Narben. Sie waren ein Zeugnis ihres Mutes und ein sichtbares Zeichen ihrer Loyalität gegenüber den Varden. Jeder, der Nasuada ansah, würde wissen, mit wem er es zu tun hatte, und sie beschloss, ihrem Ansehen mehr Gewicht beizumessen als ihrem Aussehen.

»Was denkt Ihr?«, fragte sie und hielt König Orrin, der am offenen Fenster stand und auf die Stadt hinuntergeblickt hatte, ihre vernarbten Arme hin.

Orrin wandte sich um und runzelte die Stirn, die Augen dunkel unter seinen gefurchten Brauen. Er hatte seine Rüstung bereits gegen ein dickes rotes Wams und eine mit weißem Hermelin besetzte Robe eingetauscht. »Ich finde, es ist kein angenehmer Anblick«, antwortete er und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Stadt. »Bedeckt Euch. So könnt Ihr Euch in Gesellschaft nicht zeigen.«

Nasuada musterte ihre Arme noch einen Moment länger. »Nein,

ich denke nicht, dass ich das tun werde.« Sie zupfte die Spitzenbündchen ihrer halblangen Ärmel zurecht und entließ Farica. Anschließend schritt sie über den weichen, von Zwergen gewobenen Teppich in der Mitte ihres Arbeitsraums zu Orrin ans Fenster hinüber, um mit ihm zusammen auf die von Kämpfen gebeutelte Stadt hinabzusehen. Sie war froh darüber, dass inzwischen alle bis auf zwei Brände entlang der westlichen Mauer gelöscht waren.

Dann richtete sie den Blick auf den König. In der kurzen Zeit des gemeinsamen Feldzugs der Varden und Surdaner gegen das Imperium war Orrin immer ernster geworden. Von seinem ursprünglichen Enthusiasmus und seiner Überspanntheit war nicht mehr viel geblieben; das alles war verschwunden hinter seinem grimmigen Äußeren. Zunächst hatte Nasuada die Veränderung willkommen geheißen, denn sie hatte das Gefühl gehabt, dass er reifer geworden war. Aber nun, da der Krieg sich in die Länge zog, begann sie die begeisterten Debatten über Naturphilosophie ebenso zu vermissen, wie seine anderen Marotten. Rückblickend begriff sie, dass er sie damit oft aufgeheitert hatte, selbst wenn es ihr manchmal lästig gewesen war. Zudem hatten diese Veränderungen ihn als Rivalen noch gefährlicher werden lassen. Sie konnte sich ohne Weiteres vorstellen, dass er in seiner gegenwärtigen Stimmung versucht war, sie als Anführerin der Varden zu verdrängen.

Könnte ich glücklich sein, wenn ich ihn heiraten würde?, fragte sie sich. Orrin war nicht hässlich. Seine Nase war schmal und gerade, sein Kinn dagegen kräftig, der Mund fein geschnitten und ausdrucksstark. Jahre der Übung in den Kampfkünsten hatten ihm einen attraktiven Körperbau beschert. Dass er intelligent war, stand außer Zweifel, und über einen angenehmen Charakter verfügte er im Großen und Ganzen auch. Sie wusste jedoch nur zu gut, dass sie es niemals in Erwägung gezogen hätte, eine Verbindung mit ihm einzugehen, wenn er nicht der König von Surda gewesen wäre und eine solche große Bedrohung für ihre Position und die Unabhängigkeit der Varden dargestellt hätte. *Würde er einen guten Vater abgeben?*

Orrin legte die Hände auf die schmale steinerne Fensterbank und lehnte sich dagegen. Ohne sie anzusehen, sagte er: »Ihr müsst Euren Pakt mit den Urgals auflösen.«

Seine Äußerung verblüffte sie. »Und warum?«

»Weil sie uns schaden. Männer, die sich uns früher angeschlossen hätten, verfluchen uns heute dafür, dass wir uns mit Ungeheuern verbünden, und weigern sich, ihre Waffen niederzulegen, wenn wir vor ihren Häusern stehen. Galbatorix' Widerstand gegen uns erscheint ihnen wegen unseres Bündnisses mit den Urgals richtig und vernünftig. Das gemeine Volk versteht nicht, warum wir uns mit ihnen zusammengetan haben. Die Leute wissen weder, dass Galbatorix die Urgals nur benutzt hat, noch, dass er sie mit einer List dazu gebracht hat, Tronjheim unter dem Kommando eines Schattens anzugreifen. Das sind Feinheiten, die Ihr einem verängstigten Bauern nicht auseinandersetzen könnt. Er sieht nur, dass die Kreaturen, die er sein Leben lang gefürchtet und gehasst hat, auf sein Haus zumarschieren, angeführt von einem riesigen, brüllenden Drachen und einem Reiter, der eher aussieht wie ein Elf denn wie ein Mensch.«

»Wir brauchen die Unterstützung der Urgals«, entgegnete Nasuada. »Wir haben ohnehin schon viel zu wenige Krieger.«

»So dringend brauchen wir sie nun auch wieder nicht. Ihr wisst längst, dass ich die Wahrheit sage. Warum sonst habt Ihr davon abgesehen, die Urgals an dem Angriff auf Belatona teilnehmen zu lassen? Warum sonst habt Ihr ihnen befohlen, die Stadt nicht zu betreten? Es reicht nicht, sie vom Schlachtfeld fernzuhalten, Nasuada. Die Kunde von unserem Bündnis mit ihnen verbreitet sich trotzdem im Land. Ihr könnt nur eins tun, um die Lage zu retten: diesen unglückseligen Pakt aufkündigen, bevor er uns noch weiteren Schaden zufügt.«

»Das kann ich nicht.«

Orrin fuhr herum, das Gesicht vor Wut verzerrt. »Männer *sterben*, weil Ihr Euch entschieden habt, Garzhvogs Hilfe anzunehmen. Meine Männer, Eure Männer, die Männer des Imperiums ... tot und begraben. Ein solches Opfer ist dieses Bündnis nicht wert und ich kann beim besten Willen nicht verstehen, warum Ihr es immer noch verteidigt.«

Sie konnte seinem Blick nicht standhalten. Zu stark erinnerte er sie an die Schuldgefühle und Vorwürfe, die sie so oft vor dem Einschlafen quälten. Stattdessen konzentrierte sie sich auf den Rauch,

der über einem der Türme am Rand der Stadt aufstieg. Zögernd begann sie zu sprechen: »Ich verteidige es, weil ich hoffe, dass die Einhaltung unseres Pakts mit den Urgals mehr Leben retten als kosten wird ... Falls wir Galbatorix besiegen sollten ...«

Orrin stieß einen ungläubigen Ausruf aus.

»Was keineswegs feststeht«, räumte sie ein, »ich weiß. Aber wir müssen auch für diesen Fall einen Plan haben. Wenn wir ihn besiegen sollten, dann wird es unsere Aufgabe sein, unserem Volk zu helfen, sich von diesem Konflikt zu erholen, und ein starkes neues Land auf der Asche des Imperiums zu errichten. Und Teil dieser Aufgabe wird sein, sicherzustellen, dass wir nach einem hundertjährigen Zwist endlich Frieden erleben. Ich werde Galbatorix nicht stürzen, nur damit die Urgals uns angreifen, wenn wir am schwächsten sind.«

»Das werden sie vielleicht trotzdem tun. Das haben sie bisher jedes Mal getan.«

»Gut, was sollen wir stattdessen machen?«, gab sie verärgert zurück. »Wir müssen versuchen, sie zu bändigen. Je enger wir sie an unsere Sache binden, desto unwahrscheinlicher ist es, dass sie sich gegen uns wenden.«

»Ich werde Euch sagen, was zu tun ist«, knurrte er. »Jagt sie davon. Löst Euren Pakt mit Nar Garzhvog und schickt ihn und seine Gehörnten weg. Wenn wir diesen Krieg gewinnen, können wir immer noch ein neues Bündnis mit ihnen schließen, und vor allem werden dann wir in der Position sein, die Bedingungen zu diktieren. Oder noch besser, wir schicken Eragon und Saphira mit einem Bataillon Männer in den Buckel, um sie ein für alle Mal auszulöschen, wie die Reiter es schon vor Jahrhunderten hätten tun sollen.«

Nasuada starrte ihn ungläubig an. »Wenn ich unseren Pakt mit den Urgals brechen würde, wären sie wahrscheinlich so wütend, dass sie uns auf der Stelle angreifen würden, und wir können unmöglich gleichzeitig gegen sie und gegen das Imperium kämpfen. Das bewusst herauszufordern wäre der Gipfel der Torheit. Wenn Elfen, Drachen und Reiter in ihrer Weisheit alle beschlossen haben, die Existenz der Urgals zu tolerieren – obwohl es ihnen ein Leichtes gewesen wäre, sie zu vernichten –, dann sollten wir ihrem

Beispiel folgen. Sie wussten, dass es falsch wäre, alle Urgals zu töten, und Ihr solltet das auch wissen.«

»In ihrer Weisheit ... pah! Als hätte ihre *Weisheit* ihnen irgendetwas genutzt! Na schön, lasst einige der Urgals am Leben, aber tötet so viele von ihnen, dass sie es hundert Jahre oder länger nicht mehr wagen, ihre Jagdgründe zu verlassen!«

Der unüberhörbare Schmerz in seiner Stimme und seine angespannten Gesichtszüge ließen Nasuada stutzen. Sie musterte ihn eindringlicher und versuchte die Ursache für seinen heftigen Ausbruch zu ergründen. Nach einigen Augenblicken bot sich ihr eine Erklärung, die bei genauerer Betrachtung nur allzu offensichtlich schien.

»Wen habt Ihr verloren?«, fragte sie.

Orrin ballte eine Faust und ließ sie stark verlangsamt auf das Fenstersims krachen, als wolle er es mit aller Kraft zermalmen, wage es aber nicht. Er schlug noch weitere zwei Male auf das Sims, dann sagte er: »Einen Freund, mit dem ich auf Burg Borromeo aufgewachsen bin. Ich glaube nicht, dass Ihr ihm je begegnet seid. Er war einer der Leutnants meiner Kavallerie.«

»Wie ist er gestorben?«

»Wie Ihr Euch denken könnt: Wir waren gerade erst bei den Ställen am Westtor eingetroffen und sicherten sie für unseren eigenen Gebrauch, als einer der Stallburschen herausgerannt kam und ihm eine Mistgabel in den Leib ramnte. Als wir den Stallburschen in die Enge trieben, schrie er immer wieder irgendwelchen Unsinn über die Urgals und dass er sich niemals ergeben würde ... Selbst wenn, hätte es dem Narren nichts genutzt. Ich habe ihn eigenhändig niedergestreckt.«

»Das tut mir leid«, sagte Nasuada.

Die Juwelen an Orrins Krone blitzten, als er ihr Beileid dankend annahm.

»So schmerzlich das auch ist, Ihr dürft nicht zulassen, dass Eure Trauer Eure Entscheidungen beeinflusst ... das ist nicht leicht, ich weiß das nur zu gut, aber Ihr müsst Euch selbst überwinden, zum Wohl Eures Volkes.«

»Mich selbst überwinden«, wiederholte er in säuerlichem, spöttischem Tonfall.

»Ja. Von uns wird mehr verlangt als von den meisten anderen, daher müssen wir danach streben, besser zu sein als die meisten, wenn wir uns dieser Verantwortung als würdig erweisen wollen... Die Urgals haben meinen Vater getötet, vergesst das nicht, aber das hat mich nicht daran gehindert, ein Bündnis mit ihnen zu schmieden, das den Varden Unterstützung versprach. Nichts wird mich daran hindern, zu tun, was für die Varden und für unsere Armee am besten ist, so schmerzlich es auch sein mag.« Sie hob die Arme und zeigte ihm erneut die Narben.

»Das ist also Eure Antwort? Ihr werdet nicht mit den Urgals brechen?«

»So ist es.«

Orrin nahm die Neuigkeit mit einem Gleichmut hin, der sie beunruhigte. Dann stützte er sich mit beiden Händen auf das Fenstersims und wandte sich wieder seinem Studium der Stadt zu. Vier dicke Ringe schmückten seine Finger, von denen einer das königliche Siegel Surdas trug, eingeritzt in die Oberfläche eines Amethysts: Auf der einen Hälfte stand ein geweihtragender Hirsch mit Mistelzweigen zwischen den Beinen über einer Harfe und auf der anderen war ein Bild von einem hohen, befestigten Turm zu sehen.

»Zumindest«, fügte Nasuada hinzu, »sind wir keinen Soldaten begegnet, die mit einem Zauber belegt waren, der sie keinen Schmerz empfinden lässt.«

»Ihr meint die lachenden Toten«, murmelte Orrin, wobei er die Bezeichnung benutzte, die unter den Varden inzwischen weitverbreitet war, wie sie wusste. »Stimmt, und Murtagh oder Dorn sind wir auch noch nicht begegnet, was mich beunruhigt.«

Für eine Weile schwiegen sie beide. Dann fragte sie: »Wie ist Euer Experiment letzte Nacht verlaufen? War es ein Erfolg?«

»Ich war zu müde, um es durchzuführen. Stattdessen bin ich schlafen gegangen.«

»Oh.«

Einige Augenblicke verstrichen, dann gingen sie beide in stillschweigender Übereinkunft zu dem Schreibtisch, der an eine Wand geschoben worden war. Berge von Papieren, Blöcken und Schriftrollen bedeckten den Tisch. Nasuada musterte das trostlose Bild

und seufzte. Vor einer halben Stunde war der Schreibtisch noch leer gewesen, abgeräumt von ihren Beratern.

Sie konzentrierte sich auf einen allzu vertrauten, zuoberst liegenden Bericht, eine Schätzung zur Zahl der Gefangenen, die die Varden während der Eroberung Belatonas gemacht hatten, mit den Namen von wichtigen Personen in roter Tinte. Sie und Orrin hatten gerade die Zahlen erörtert, als Farica erschienen war, um ihr die Verbände abzunehmen.

»Ich weiß nicht, wie wir aus diesem Schlamassel herauskommen sollen«, gab sie zu.

»Wir könnten unter den Männern hier Wachen rekrutieren. Dann müssten wir nicht so viele von unseren eigenen Kriegern zurücklassen.«

Sie nahm den Bericht zur Hand. »Vielleicht, aber Männer, wie wir sie brauchen, sind schwer zu finden, und unsere Magier sind bereits vollkommen überarbeitet ...«

»Hat die Du Vrangr Gata inzwischen einen Weg gefunden, einen in der alten Sprache geleisteten Schwur zu brechen?« Als sie nur den Kopf schüttelte, fragte er weiter: »Haben unsere Magier dabei überhaupt irgendwelche Fortschritte gemacht?«

»Nichts, was uns weiterhilft. Ich habe sogar die Elfen gefragt, aber sie hatten in all den langen Jahren nicht mehr Glück damit als wir in den letzten paar Tagen.«

»Wenn wir dieses Problem nicht lösen – und zwar bald –, könnte es uns den Sieg kosten«, meinte Orrin. »Dieses eine Problem.«

Sie rieb sich die Schläfen. »Ich weiß.« Bevor die Varden den Schutz der Zwergenstadt Tronjheim in Farthen Dûr verlassen hatten, hatte sie jede Schwierigkeit vorauszusehen versucht, die sich ihnen in den Weg stellen könnte, sobald sie zum Angriff übergingen. Das Problem, vor dem sie jetzt standen, hatte sie allerdings völlig unvorbereitet getroffen. Sie waren nach der Schlacht auf den Brennenden Steppen erstmals darauf gestoßen, als sich herausstellte, dass Galbatorix alle Offiziere seiner Armee und auch die meisten gewöhnlichen Soldaten dazu gezwungen hatte, ihm und dem Imperium in der alten Sprache ihre Treue zu schwören. Sie und Orrin hatten schnell begriffen, dass sie diesen Männern nie-

mals würden trauen können, solange Galbatorix und sein Reich noch existierten, und vielleicht nicht mal, wenn sie vernichtet waren. Folglich konnten sie die Männer, die zu den Varden überlaufen wollten, nicht in ihre Reihen aufnehmen. Sie konnten nicht wissen, wozu ihre Schwüre sie vielleicht zwingen würden.

Nasuada hatte dieser Umstand damals nicht übermäßig beunruhigt. Gefangene gehörten zu jedem Krieg und sie hatte mit König Orrin bereits Vorkehrungen getroffen, dass ihre Gefangenen zum Arbeitsdienst nach Surda gebracht werden sollten. Dort würden sie Straßen bauen, Steine schlagen, Kanäle ausheben und andere harte Arbeiten verrichten.

Erst als die Varden die Stadt Feinster erobert hatten, war ihr das volle Ausmaß des Problems klar geworden. Galbatorix' Agenten hatten nicht nur von den Soldaten in Feinster einen Treueeid erzwungen, sondern auch von den Adligen, von vielen der Beamten, die ihnen dienten, und von einer scheinbar willkürlichen Auswahl gewöhnlicher Bürger überall in der Stadt – vermutlich hatten die Varden längst nicht alle von ihnen ausfindig machen können. Diejenigen aber, die sie entdeckt hatten, mussten hinter Schloss und Riegel gehalten werden, damit sie nicht versuchten, die Varden zu unterwandern. Daher hatte es sich als weitaus schwieriger erwiesen, vertrauenswürdige Kräfte für die Varden anzuwerben, als Nasuada erwartet hatte.

Weil so viele Menschen bewacht werden mussten, hatte sie keine andere Wahl, als doppelt so viele Krieger in Feinster zurückzulassen wie ursprünglich beabsichtigt. Und all die Gefangenen lähmten die Stadt, sodass Nasuada gezwungen war, eigentlich für die Armee benötigte Vorräte abzuzweigen, damit Feinster nicht verhungerte. Sie konnten nicht mehr lange so weitermachen und mit der Eroberung von Belatona würde es nur noch schlimmer werden.

»Ein Jammer, dass die Zwerge noch nicht eingetroffen sind«, bemerkte Orrin. »Wir könnten ihre Hilfe gebrauchen.«

Nasuada war seiner Meinung.

Im Moment hielten sich nur einige Hundert Zwerge bei den Varden auf. Die übrigen waren zum Begräbnis ihres gefallenen Königs Hrothgar nach Farthen Dûr zurückgekehrt – und um abzuwarten,

